

Afrikanische Entführung

Ein Abenteuer in Togo

(Die Geschichte ist völlig frei erfunden. Auch Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und entbehren jeder realen Grundlage).

Afrikanische Entführung – Ein Abenteuer in Togo

Autorin: Margret Kopp

Herausgegeben von Togo-Contact

© 2013 Verlag Margret Kopp, Togo-Contact, Maisach

Hauptstraße 1a, 82216 Maisach

www.togo-contact.de

1. Auflage

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
die öffentliche Zugänglichmachung und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gestaltung und Umsetzung: KoppWork Orange – www.koppwork.de

Gedruckt auf holzfreiem Naturpapier.

ISBN 978-3-00-043709-0

Kapitel 1: Die Verwechslung

Maggie saß in einer Ecknische der Empfangshalle im Hotel de la Paix der Hauptstadt Lomé. Die schweren Ledersessel und die flachen Glastische gaben der Halle ein etwas verstaubtes, altmodisches Flair. Maggie stieg stets hier ab, wenn sie nach Togo reiste. Sie mochte dieses ruhige, behäbige Ambiente. Das Gebäude mit der auffälligen Architektur, die mit gewagten Mauerschwüngen am Dach die Wellenbewegung des Atlantiks, von dessen Strand es nur durch eine Straße getrennt war, nachzuempfinden schien, hatte für sie etwas Nostalgisches. Urlaubsuchende Europäer der Mittelklasse pflegten hier abzusteigen, auch Familien mit Kindern, mitunter Journalisten, die sich allerdings relativ selten in das trotz des diktatorischen Regierungsstils als ruhig und stabil geltende Land verirrt.

Geschäftsleute stiegen lieber im mondäneren, aber auch teureren Hotel Sarakawa ab, wo es quirlige Bars, attraktive Boutiquen und sogar eine Disco gab. Mehrere livrierte Pagen rissen dort für das ständige Kommen und Gehen der Gäste die großen Glastüren auf. Im Hotel de la Paix dagegen herrschte in der Regel gedämpftes Licht, es gab zuvorkommendes Personal an dem einzigen Eingangsschwingtürenpaar und an der Empfangstheke, und einige Damen drückten sich unauffällig an den Türen der beiden Aufzüge herum und hofften darauf, gemeinsam mit einem Herrn nach oben in die wegen der Aussicht auf das Meer sehr beliebten Zimmer der sechsten oder siebten Etage schweben zu können.

Maggie bevorzugte die ruhige Atmosphäre des Hotels de la Paix.

Doch heute war alles ganz anders. Lautes Stimmengewirr umgab sie; immer wieder schrillte das Telefon an der Rezeption und wurden laut Namen durch die Halle gerufen. Jedes Mal entstand große Unruhe, bis der Aufgerufene schließlich in die Telefonkabine raste. Auf Grund der politischen Spannungen hatten sich vorwiegend ausländische Journalisten eingemietet. Sie hatten, als die Situation eskalierte, nicht mehr rechtzeitig das Land verlassen können. Die wenigen afrikanischen Gäste hatten sich zu heftig diskutierenden Grüppchen zusammengefunden.

Die Journalisten debattierten erregt über die Lage. Einige Interviews mit den togoischen Gästen wurden geführt, denn der Flughafen war geschlossen

worden, und keiner wusste so recht über die aktuelle Lage im Land Bescheid. Sicher war nur, dass der Präsident den Ausnahmezustand verhängt hatte, da angeblich ein Umsturzversuch von Oppositionellen angezettelt worden sei.

Um den Präsidentenpalast herum waren starke Armeeverbände aufgefahren, und es wurde angeblich geschossen. In der Lagune waren 30 oder 40 Leichen, alles Zivilisten, auch Frauen und Kinder, angeschwemmt worden, die die Bevölkerung voller Empörung vor das Hotel de la Paix, wo sie die Medienvertreter wussten, geschleppt hatte. Die Meute der Journalisten hatte sich auf diese sensationsträchtige Leichenbeschau gestürzt und ein Blitzlichtfeuer veranstaltet, bis in atemberaubendem Tempo Militärlastwagen herangerast waren, deren Besatzung die wütende Menge mit Gewehrsalven verjagt und die Leichen auf die Ladeflächen geworfen hatte, um dann ebenso blitzartig wieder zu verschwinden.

Während die Journalisten aufgeregt und fast begeistert über das Geschehene diskutierten und die Möglichkeiten abzuchecken versuchten, diese Bilder unversehrt an ihre Zeitungen und Fernsehsender in Europa übermitteln zu können, fühlte sich Maggie von dieser Sensationslüsternheit eher angeekelt, und gleichzeitig verspürte sie Angst vor den Dingen, die sich noch ereignen konnten.

Plötzlich trat ein junger Mann auf sie zu. Maggie schüttelte überrascht seine dargebotene Hand. Sein Händedruck war kräftig und deutete auf Selbstbewusstsein und Durchsetzungsvermögen hin, die feingliedrigen Hände hingegen zeugten von Sensibilität und Einfühlungsvermögen. Maggie erfasste mit schnellem Blick die Erscheinung des groß gewachsenen Mannes. Sein lockiges blondes Haar mit rötlichem Einschlag hing ihm ein wenig wirr in die Stirn, sein Dreitagebart, der sich flaumig über seine Wangen kräuselte, passte zum legeren Erscheinungsbild der kurzen Shorts und dem kurzärmeligen Karohemd mit den vielen Taschen, seine kräftigen Arme und stämmigen Beine passten mit ihrer Bräune und den umso blonder wirkenden dichten Härchen zum Typ des Naturburschen. „So muss Robert Redford in jungen Jahren ausgesehen haben“, dachte Maggie für sich und musste grinsen.

„Schön, dass Sie doch noch lächeln können“, sagte der fast-Redford, deutete eine galante Verbeugung an und nahm unaufgefordert neben ihr Platz. „Mein Name ist Pieter van Dam. Sie sind mir aufgefallen, weil Sie im Gegen-

satz zu meinen vielen Kollegen hier“ – er machte eine vage Handbewegung, als wolle er die ganze Halle umfassen – „so ernst und unaufgeregt sind.“

Maggie fühlte sich irgendwie ertappt und wurde fast rot. „Merkwürdig“, dachte sie bei sich, „so etwas ist mir seit meiner Teenagerzeit nicht mehr passiert.“ Irgendetwas faszinierte sie auf Anhieb an diesem jungen Mann und rief bei ihr ein gewisses Kribbeln im Bauch hervor.

„Nun werd bloß nicht sentimental“, schalt sie sich selbst, während sie nach außen hin versuchte, ungerührt zu erscheinen und sich betont sachlich vorzustellen: „Maria Weber“. Pieter van Dam fragte: „Sind sie auch Journalistin?“ und wollte dann, als sie den Kopf schüttelte, lächelnd – anscheinend war er erleichtert – wissen, warum sie hier im Land sei. Auch er schien das Bedürfnis zu haben, sich von der übrigen Meute absetzen zu wollen. Maggie erzählte ihm von ihrem Projektengagement, das sie schon seit etlichen Jahren in Togo durchführte. Sie half vor allem Kindern, hatte ein Patenschaftsprojekt aufgebaut, unterstützte Schulen, Kinderkrankenstationen, Mütterberatungsprojekte und Nähschulen für Mädchen. Elternlose Straßenkinder brachte sie in Heimen unter. Ganz besonders nahm sie sich der behinderten Kinder an.

Es tat Maggie gut, über ihre Arbeit zu reden, da es sie von ihrer Angst und Unruhe ablenkte. Sie war vor 14 Tagen nach Togo gekommen, um ihre Projekte zu besuchen und zu prüfen, wie die Fortsetzung der humanitären Arbeit trotz der angespannten Lage möglich sei. Das Apothekerehepaar, das sich um die Projekte gekümmert hatte, war Hals über Kopf abgereist. Sogar der deutsche Botschafter hatte sie gewarnt, ins Land zu kommen. Doch Maggie hatte gehofft, dass es schon so schlimm nicht werden würde. Alle vorherigen politischen Unruhen hatten sich ja auch immer wieder gelegt gehabt. Die Togoer galten als ausgesprochen friedfertige Menschen, die sich nicht zu echten Protesten hinreißen ließen, auch wenn die Politik kaum Rücksicht auf ihre Interessen nahm und das Militär das Sagen hatte. Außerdem waren Maggies Projekte weit im Landesinneren angesiedelt, wo die Menschen einen tagtäglichen Überlebenskampf führten und von den Unruhen in der Hauptstadt gar nichts mitbekamen. Doch diesmal war alles anders.

Pieter war ein guter Zuhörer. Geschickt hielt er mit einigen interessierten Fragen Maggies Redefluss in Gang, die immer mehr ins Erzählen geriet. Sie bemerkte kaum noch die unruhige Atmosphäre um sich herum. Die Journa-

listen diskutierten heftig und lautstark, wie sie die Lage einschätzen sollten. Die Toten in der Lagune könnten eine neue Gewaltwelle auslösen. Viele versuchten, an eines der wenigen Telefone zu gelangen, um mit ihren Redaktionen abzustimmen, was diese tun könnten, um sie außer Landes zu bringen.

Eigentlich war Maggie eher ruhig und zurückhaltend. Doch wenn es um ihre Arbeit ging, blühte sie stets auf, geriet ins Erzählen und Werben für ihre Anliegen und zog Zuhörer schnell in ihren Bann. Auch Pieter van Dam war fasziniert von der Wandlung, die die ihm zunächst schüchtern erscheinene junge Frau aufwies, sobald sie von „ihren“ Kindern sprach. Während er mit der typisch aufmerksamen Wahrnehmung eines Journalisten ihre Berichte über die verschiedenen Projekte in sich aufnahm, betrachtete er ihr schmales Gesicht, das von langen blonden Haaren umspielt wurde. Lebhaftige grünlich graue Augen blitzten unter ein paar losen Ponyfransen hervor, die Wangenknochen zeichneten sich zart ab und die gerade Nase deutete auf ein klassisches Profil. Der leicht geschwungene Mund verlieh dem Gesicht etwas Nachdenkliches, vermittelte jedoch beim Reden überraschende Lebhaftigkeit und Ausdrucksstärke.

Pieter war es gewohnt, sein Gegenüber rasch zu klassifizieren und durch gezielte Fragen in die gewünschten Berichtserstattungsbereiche einzuordnen. Bei Maggie jedoch hatte er eine gewisse Scheu, ja fast eine Sperre, mit ihr so profimäßig umzugehen. Er unterdrückte die schon zu recht gelegten Fragen, die er einer scheinbar unbedarften Touristin nach ihren Erfahrungen mit dem hiesigen politischen System stellen wollte, um sie in seinen ansonsten bereits fertigen Artikel noch einzuarbeiten. Stattdessen ließ er sich von Maggie in eine angeregte Diskussion verwickeln, warum gerade die berufliche Ausbildung für Jugendliche so wichtig sei und wie unverständlich sie es finde, dass dennoch dieser Bereich nach wie vor sehr vernachlässigt werde. „Es reicht nicht, die Kinder nur in die Schule zu schicken“, erklärte Maggie beschwörend und unterstrich ihre Bemerkung mit einer energischen Handbewegung.

Pieter fiel auf, dass ihre Lebendigkeit hauptsächlich von ihren Händen ausging, denen man ansah, dass sie zupacken gewöhnt waren. Wenn Maggie sprach, unterstützte sie ihre Worte durch viele Handbewegungen, was typisch für Menschen war, die sich viel in einer Fremdsprache ausdrückten.

Erst jetzt bemerkte er, dass Maggie zwar fließend, aber doch nicht ganz akzentfrei französisch sprach.

„Woher kommen Sie eigentlich?“ fragte er unvermittelt und erfuhr, dass Maggie Deutsche war.

„Hätte ich mir bei dem Namen Maria Weber eigentlich denken können“, brummte er und war verblüfft, wie sehr die junge Frau sein journalistisches Denkvermögen offensichtlich in Verwirrung gebracht hatte.

Maggie lächelte leicht und vermutete: „Bei Ihrem Namen tippe ich auf Holländer, auch wenn Sie die französische Sprache perfekt beherrschen.“

Pieter grinste: „Da haben Sie natürlich recht. Aber ich habe eine Französin als Mutter und bin daher zweisprachig aufgewachsen.“

„Und was machen Sie hier?“ fragte Maggie, deren Neugier nun endgültig geweckt war.

Pieter berichtete, dass er seit drei Jahren als Journalist für die Zeitschrift „Jeune Afrique“ im frankophonen Afrika unterwegs war und recherchierte. „Meine guten Französischkenntnisse haben mich für solch einen Einsatz prädestiniert“, erklärte er fast entschuldigend. Hier in Lomé war er erst seit ein paar Tagen, war aber aus der Hauptstadt noch kaum herausgekommen, da die politische Eskalation ihn wie viele andere Journalisten überrascht hatte. So kannte er das Land noch nicht sehr gut.

Mitten in dieses Gespräch hinein platzte die Armeepatrouille. Die Militär stürzten ohne Anmeldung in die Hotelhalle und schwenkten drohend ihre Waffen herum. Höflich, doch mit deutlicher Entschlossenheit, im Weigerungsfalle auch Gewalt anzuwenden, forderten die Soldaten die Anwesenden auf, alle Filme und Fotoapparate abzuliefern. Eine Welle der Empörung lief durch das Journalistenvolk, das sich in seinem ureigensten Recht auf Pressefreiheit massiv misshandelt sah. Dennoch blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Durchsuchung mit sich geschehen und alles, was nach Fotozubehör aussah, konfiszieren zu lassen. Ein Teil der Soldaten postierte sich mit Gewehr im Anschlag strategisch günstig vor allen Ausgängen der Halle, auch vor den Aufzügen und Telefonkabinen, während weitere Militärs jeweils zu zweit die Journalisten einzeln abdrängten und rücksichtslos durchsuchten.

Maggie fühlte sich höchst unbehaglich. Unwillkürlich rückte Pieter an ihre Seite und legte schützend den Arm um sie. Maggie ließ es dankbar geschehen. Schon näherte sich eine Patrouille mit finsterner und entschlossener Miene. Einer von ihnen stemmte seinen Gewehrkolben zwischen Pieter und

Maggie und machte unmissverständlich seinen Wunsch deutlich, dass Pieter aufstehen möge.

Maggies Herz fing an zu rasen, ihre Hände wurden schweißnass, während sie verzweifelt versuchte, nach außen hin Ruhe zu bewahren und unbeeindruckt zu erscheinen.

Auch Pieter erhob sich betont langsam und ruhig, obwohl er innerlich nervös überlegte, wie er die beiden von Maggie ablenken könnte. Während er sich mit erhobenen Händen an die Wand stellen musste und von einem der Militärs abgeklopft wurde, baute sich der andere vor Maggie auf und musterte sie unverschämt von oben bis unten.

Maggie versuchte, seinem Blick stand zu halten und ihre Nervosität nicht zu zeigen. Im Gegenteil versuchte sie sogar ein freundliches Lächeln, das ihr bisher bei den unvermeidlichen Straßenkontrollen im Landesinneren stets mehr geholfen hatte als irgendwelche Einschüchterungsversuche.

„Ça va?“ fragte sie „wie geht’s?“, als wäre diese Untersuchung das Selbstverständlichste der Welt.

Der Soldat starrte sie verduzt an und antwortete ganz automatisch: „Ça va bien, es geht gut.“

Dann schüttelte er nur unwirsch den Kopf, schnappte sich Maggies Handtasche, eine rote Ledermappe, die man mit einem Riemen sowohl über der Schulter, als auch mit einem weiteren Riemen als Rucksack tragen konnte, und untersuchte sie mit besonderer Aufmerksamkeit. Er betrachtete sie zunächst von allen Seiten, schien das Elefantenmotiv, das kunstvoll ebenfalls aus dunkelbraun abgesetztem Leder auf der Vorderseite eingearbeitet war, sogar ein wenig zu bewundern, und versuchte dann, in den zwei Innenfächern der Tasche herumzukramen. Maggie gelang es, ruhig weiter zu atmen, auch wenn ihr die Angst fast die Kehle zuschnürte. Aus den Augenwinkeln bemerkte sie, wie manche Journalisten, die ihr Filmmaterial nicht hergeben wollten, grob angebrüllt, zum Teil sogar mit den Gewehrkolben geschlagen und zur Ruhe gebracht wurden.

Der Soldat wühlte weiter in der Tasche, schien aber das Richtige nicht zu finden, und fragte sie daher unfreundlich, wo ihre Kamera sei. Maggie versicherte ihm, dass sie keine habe, weil sie gar keine Journalistin sei. Ihren Fotoapparat hatte sie glücklicherweise im Koffer ihres Reisegepäcks.

Doch offensichtlich glaubte er ihren Beteuerungen nicht. Wütend zerrte er an dem Reißverschluss des Innenfachs der Tasche, der ein wenig klemmte, schüttete den gesamten Tascheninhalt auf den Boden und schob die Sachen mit der Mündungsseite seines Gewehrs auseinander.

Pieter hatte seine gesamte Fotoausrüstung abgeben müssen und wandte sich der Szene gerade in dem Moment zu, als es schien, als wolle der Soldat Maggie mitnehmen. „Frauen können gar nicht richtig fotografieren“, rief er schnell und blinzelte dem Soldaten dabei verständnisheischend zu, „sie ist doch nur eine Frau“. Der Soldat zögerte, wie er darauf reagieren sollte, seine Blicke wanderten verunsichert von Pieter über den Tascheninhalt auf dem Fußboden zu Maggie und wieder zurück.

In diesem Moment ertönte ein schriller Pfiff. Der Soldat nahm Haltung an, warf einen letzten verächtlichen Blick auf das junge Paar, schulterte sein Gewehr und verschwand schlagartig mit der gesamten Patrouille.

„Uff“, atmete Maggie erleichtert auf. Sie wischte sich einige Schweißperlen, die sich auf ihrer Stirn gebildet hatten, ab und bückte sich dann, um ihren Tascheninhalt wieder einzusammeln. Gleichzeitig beugte sich auch Pieter hinab, und die beiden fuhren mit den Köpfen zusammen. Maggie brach in unkontrolliertes Lachen aus, in das auch Pieter einstimmte. Die ganze Anspannung der letzten Minuten löste sich in diesem Lachen und schuf eine Stimmung des gegenseitigen Verstehens wie eine Insel inmitten einer bedrohlichen Umgebung. Pieter wischte sich Lachtränen aus den Augenwinkeln, während er begann, Maggies Lippenstift, Geldbeutel, Papiertaschentücher und Schriftstücke einzusammeln. Maggie selbst hielt bereits den Pass, ihr Parfumfläschchen und einen kleinen Taschenspiegel in der Hand. Pieter half Maggie galant beim Aufstehen und bewunderte einen Moment lang das auffällige Elefantenmotiv der Handtasche, bevor er sie ihr mit übertriebener Höflichkeit überreichte. Maggie drückte das gute Stück an sich. Doch statt sich zu bedanken, nahm ihr Gesicht plötzlich einen ernsten Ausdruck an und sie zischte: „Was soll das eigentlich heißen: sie ist doch nur eine Frau. Glauben Sie wirklich, dass Frauen nicht fotografieren können?“ Dabei blitzte sie ihn mit ihren klaren, grünlich-grauen Augen an, sodass Pieter sich nicht im Klaren war, ob sie echt böse war oder ihn schalkhaft auf den Arm nehmen wollte.

Er entschied sich für letztere Variante und antwortete in übertrieben überzeugtem Ton: „Natürlich – Fotografieren ist reine Männersache“, und setzte augenzwinkernd hinzu: „Frauen haben den Blick – aber Männer brauchen den Fotoapparat, um das Richtige zu sehen.“

Maggie grinste befriedigt, holte aus ihrer Tasche eine Visitenkarte und reichte sie ihm mit den anzüglichen Worten: „Da Sie mich nicht fotografieren konnten, muss Ihnen meine Karte genügen, um mich wieder in den Blick zu bekommen.“

Pieter drehte die Karte in seinen Händen hin und her, bewunderte das Elefantenmotiv auf dem Kärtchen, das dem Motiv auf der Tasche genau entsprach, las ihre Adresse in Deutschland und bemerkte auch eine Telefonnummer vor Ort, unter der man die Projektleiterin erreichen konnte.

Erfreut strahlte er Maggie an: „Danke, aber Ihr Bild ist schon in meinem Innersten abgespeichert.“

Dann kramte er in den vielen Taschen seines Sporthemdes, fand aber keine seiner eigenen Visitenkarten. Schließlich gab er die Suche bedauernd auf und erklärte Maggie: „Meine Visitenkarten waren in der Fototasche und sind daher Opfer des Militärüberfalls geworden. Aber ich habe natürlich noch welche auf meinem Zimmer. Ich werde Ihnen eine holen, aber das kann ein bisschen dauern, denn ich muss mich auch noch um den Verbleib meiner Fotoausrüstung kümmern, zumindest eine Schadensfeststellung machen, damit die Versicherung zahlt.“

Und schon im Weggehen drehte er sich nochmals um, blickte Maggie mit seinen blauen Augen aufmerksam an und rief beschwörend: „Also, ja nicht vorher weglaufen.“

Er wollte noch etwas hinzusetzen, doch die junge Frau kam ihm zuvor und sagte: „Übrigens, meine Freunde nennen mich Maggie“.

Pieters Gesicht erstrahlte, er nickte ihr ein dankbares „Bis bald“ zu und verschwand in Richtung Aufzüge.



Die Stimmung in der Hotelhalle war gereizt. Alle diskutierten wild und erbost durcheinander. Die abenteuerlichsten Theorien wurden aufgestellt und

wieder verworfen, was wohl als nächstes geschehen würde. Die Journalisten erwogen Proteste bei den Botschaften, Anträge an die Regierung, gerichtliche Schritte ... der Lärmpegel steigerte sich ins Unerträgliche.

Maggie erhob sich und versuchte, unauffällig an ein Telefon zu kommen. Natürlich waren alle drei vorhandenen Kabinen mit wild schreienden und gestikulierenden Reportern besetzt. Endlich ergatterte sie einen Hörer und wählte aufgeregt die Nummer der Deutschen Botschaft. Tut-tut-tut – es war besetzt. Maggie versuchte, bei einer der Durchwahlnummern durchzukommen. Doch auch dabei hatte sie keinen Erfolg.

Jeder Fehlversuch steigerte erneut ihre innere Angst und Nervosität. War die Leitung gekappt? Der Botschafter hatte ihr ans Herz gelegt, sich auf jeden Fall bei ihm zu melden, wenn sie sich in Gefahr fühlte. Nach dieser Militär-Razzia und unter den Journalisten fühlte sie sich tatsächlich gefährdet, und sie hätte sich gerne in die Botschaft in Sicherheit gebracht. Ein Taxi zu nehmen, wagte sie in der unwägbaren Situation da draußen auch nicht.

Nochmals versuchte sie ihr Glück bei der Vermittlung der Botschaft. Da, plötzlich hörte sie tatsächlich ein Knacken in der Leitung.

„Hallo, hallo“, rief Maggie, „ist da die deutsche Botschaft?“

Wie war sie erleichtert, als ihr eine deutsche Stimme antwortete und sie auf ihre Bitte hin sofort mit dem Botschafter persönlich verband.

„Hier ist Maria Weber“, stellte sie sich vor.

„Gott-sei-Dank“, antwortete ihr die vertraute Diplomatenstimme, „wir haben uns schon Sorgen um Sie gemacht. Wo stecken Sie denn?“

Maggie erzählte kurz von den Ereignissen im Hotel de la Paix und von ihrer Angst vor weiteren Militärdurchsuchungen.

„Können Sie mich abholen lassen?“ bat sie inständig, „ich wage es nicht mehr, mit dem Taxi zu fahren“.

Der Botschafter hatte dafür Verständnis. „Ich wollte gerade meinen Fahrer losschicken, um meine Tochter abzuholen“, erklärte er, „ich werde den Wagen erst bei Ihnen vorbeikommen lassen.“

Maggie dankte ihm und hängte den Hörer erleichtert wieder auf die Gabel. Schon wurde sie von einem aufdringlich hinter ihr wartenden Reporter verdrängt, der wütend eine Verbindung nach Europa verlangte und dabei fast das Kabel aus der Wand riss. Maggie ließ ihn achselzuckend in der Kabine

zurück. Sie holte ihren Koffer aus dem Zimmer, den sie schon vor Stunden fertig gepackt hatte, und hinterließ an der Rezeption die Mitteilung, sie sei ab sofort in der Deutschen Botschaft erreichbar. Die Empfangsdamen, die von den ständigen Anfragen, Wünschen und Drohungen der Journalisten schon völlig entnervt waren, nickten nur ergeben.

Dann wartete Maggie in der Nähe des Eingangsportals auf das Botschaftsauto. Suchend blickte sie sich nach Pieter um. Sie hätte ihm gerne gesagt, dass sie das Hotel verließ. Doch nirgends konnte sie seinen rotblonden Haarschopf entdecken. Sie wunderte sich selbst über sich, wieviel ihr an dem jungen Mann anscheinend bereits lag, obwohl sie ihn doch noch kaum kannte. Ihr kamen Zweifel, ob diese kurze Begegnung bei ihm überhaupt irgendwelche dauerhaften Eindrücke hinterlassen haben mochte. Energisch versuchte sie, die Gedanken an ihn abzuschütteln.

Sie freute sich, Karina, die Tochter des Botschafters, wiederzusehen. Sie ähnelten sich, da sie beide etwa gleich groß waren und lange blonde Haare hatten, die sie am liebsten offen trugen. Karina war zwar etwas jünger, aber die zwei Frauen hatten sich stets gut verstanden. Ein paar Mal hatte man sie sogar für Schwestern gehalten. Beide hatten ein klassisch wirkendes, schmales Gesicht, glattes blondes Haar und eine sehr schlanke Figur. Karina, obwohl sie jünger war, wirkte im Umgang mit Menschen, den sie als Tochter des Botschafters auch in hochrangigen Kreisen gewohnt war, sehr viel erfahrener und wurde daher meist als die „Große Schwester“ angesehen. Die beiden Mädchen hatten darüber schon oft gelacht, ja mitunter sogar ganz bewusst mit ihrer Ähnlichkeit kokettiert und andere in die Irre geführt. Maggie freute sich darauf, die fröhliche und unkomplizierte Karina wiederzusehen. Mit ihr gemeinsam sah die Welt gleich weniger bedrohlich aus.

Vor allem aber war Maggie froh, in die Sicherheit des Botschaftsgeländes zu kommen. Sie hatte sich nicht träumen lassen, dass sie die Gastfreundschaft, die ihr der Botschafter schon bei ihrer Ankunft angeboten hatte, so schnell in Anspruch würde nehmen müssen. Als sich während ihrer Reise ins Landesinnere die politische Situation laufend zugespitzt hatte, war sie immer wieder telefonisch mit ihm in Kontakt getreten, wobei er ihr dringlich geraten hatte, nach Lomé zurückzukehren und notfalls zu ihm in die Botschaft zu ziehen. So hatte sie tatsächlich die Besuche ihrer Projekte vorzeitig abgebrochen.

Doch die Rückfahrt erwies sich wegen der ständigen Straßensperren und zeitraubenden Durchsuchungen des Wagens als langwierig. Als sie endlich wieder in Lomé eintraf, war der Rückweg nach Europa schon abgeschnitten, da sowohl Hafen als auch Flughafen gesperrt worden waren.

Sie war zunächst ins Hotel gefahren, weil sie dort einen Teil ihres Gepäcks zurückgelassen hatte, hatte den Fahrer entlassen und wollte nun in Ruhe die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Doch in der hektischen und nervösen Atmosphäre des Journalistenlagers, das nach diesem Militärauftritt in der Hotelhalle entstanden war, mochte sie nun nicht länger bleiben.

In diesem Moment schwingen die Flügel des Eingangsportals auf und ein großer hagerer schwarzer Mann trat ein. Maggie erkannte sofort Herrn Omuzu, den Botschaftsfahrer, und stürzte auf ihn zu. Er strahlte sie an, weil sie ihn gleich wieder erkannt hatte, nahm ihr den Koffer aus der Hand und verstaute ihn im Kofferraum. Während er ihr gekonnt die Wagentür öffnete, richtete Maggie nochmals suchend den Blick zu den auf- und zuschwingenden Glastüren der Hoteleingangshalle, um irgendwo noch Pieter van Dam zu entdecken. Doch kein rötlicher Blondschoopf war zu sehen. Maggie nahm sich vor, von der Botschaft das Hotel nochmals anzurufen und nach Pieter van Dam zu fragen.

Herr Omuzu ließ sie auf dem hinteren rechten Rücksitz Platz nehmen. Erleichtert sank Maggie in die tiefen Polster des klimatisierten Wagens. Die plötzliche Ruhe in dem fast lautlos dahin gleitenden Botschaftswagen mutete sie unnatürlich an. Doch war sie froh, der unerträglichen Hektik und unberechenbaren Stimmung im Grandhotel entkommen zu sein. Maggie atmete tief durch und blickte aus dem Autofenster.

Die Straßen, die sonst von Menschen nur so wimmelten, waren wie leer gefegt. Die Stände, an denen normalerweise Frauen ihre verschiedenen Waren feilboten, waren verlassen. Das bunte Warenangebot, die plärrenden Musikboxen, die Kleinsthändlerinnen mit ihren Schüsseln auf dem Kopf, die quirlichen Kinder – nichts von alledem war mehr zu sehen. Dafür standen an jeder Straßenkreuzung schwer bewaffnete Gendarmen und Soldaten, die Waffe im Anschlag, und winkten ohne erkennbares System manche Autos zur Seite, während andere Fahrzeuge scheinbar problemlos passieren durften.

Der Botschaftswagen musste an fast jeder Kontrolle halten. Maggie bemerkte, dass der Chauffeur zwischen seine Papiere jeweils einen Geldschein

steckte, bevor er sie durch das herunter gedrehte Fenster hinausreichte. Diese Methode schien auch noch unter den Bedingungen des Ausnahmezustands zu funktionieren. Sie kamen zwar langsam, aber immerhin voran.

Endlich erreichten sie den Boulevard, die große Ringstraße, die um das Zentrum herumführte, und Maggie hoffte, dass hier die Abstände zwischen den Kontrollposten größer würden, da es nicht mehr so viele Kreuzungen zu passieren galt. Sie wusste nicht genau, wo Karina abgeholt werden sollte, und war auch zu angespannt, um sich beim Fahrer zu erkundigen. Sie war einfach froh, sich im sicheren Botschaftswagen zu befinden, und versuchte, sich zu entspannen und abzuschalten. Ihre Nerven waren in den letzten Stunden doch mehr strapaziert worden, als sie sich selbst hatte eingestehen wollen.

Tatsächlich gelang es dem Fahrer, nun ein wenig zügiger voranzukommen. Maggie machte es sich bequem. Sie versank noch mehr in den weichen Polstern und fühlte sich kuschelig geborgen. Bald würde sie in der Botschaft sein und sicherlich die ersten zuverlässigen Aussagen über die aktuelle Lage im Land erhalten. Es war dann nur noch eine Frage der Zeit, bis es eine Möglichkeit für sie geben würde, um nach Deutschland zurückzukehren. Sollte sich die politische Lage weiter verschlimmern, würde man die noch im Lande verweilenden Deutschen sicher evakuieren.

Maggie spürte erst jetzt, wie viel Angst sie eigentlich gehabt hatte; nun jedenfalls war sie sehr erleichtert und geriet fast in fröhliche Stimmung.

Sie begann, leise vor sich hin zu summen. „Na, geht’s gut?“ rief ihr Herr Omuzu von vorne zu. Maggie wollte ihm dies gerade bestätigen, als er den Wagen abrupt abbremste und herumzureißen versuchte. Maggie flog erst gegen den Vordersitz, wurde dann an das Fenster geschleudert und erhielt einen schmerzhaften Schlag gegen die Schläfe. Sie schrie auf, schien fast die Besinnung zu verlieren, kam jedoch sehr schnell wieder zu sich, als sie bemerkte, wie die vordere Wagentür aufgerissen, der Fahrer aus dem Auto gezerrt und, als er sich mit aller Kraft dagegen wehrte, brutal niedergeschlagen wurde.

Voller Panik riss auch sie die Seitentür auf und versuchte, davonzurennen. Doch schon stürzten zwei Soldaten auf sie und stießen sie in den Wagen zurück. Dennoch hatte Maggie noch das Motorrad bemerken können, das quer vor ihrem Fahrzeug lag und ihnen offensichtlich den Weg abgeschnitten hatte. Sie befanden sich mitten auf einer vom Militär abgeriegelten Kreuzung, die der

Chauffeur Omuzu in zügiger Fahrt hatte überqueren wollen, als das Motorrad plötzlich aus der Nebenstraße herausgeschossen war und ihn zu Vollbremsung und Ausweichmanöver gezwungen hatte. Der Fahrer des Zweirads war bei dem gefährlichen Manöver abgesprungen und stand nun neben einer Gruppe von Soldaten. All dies nahm Maggie in Sekundenschnelle wahr, während sie in den Wagen zurückgedrängt wurde.

Einer der Soldaten drückte sich neben sie auf die Rückbank und hielt ihr unmissverständlich drohend eine Pistole vor die Nase. Vorne nahmen zwei weitere schwer bewaffnete Soldaten Platz. Der Zündschlüssel steckte noch im Schloss, sodass sie ohne weiteres Aufhebens mit Maggie davonrasen konnten.

„Ich bin gekidnappt“, schoss es Maggie durch den Kopf, der das in Sekundenschnelle abgelaufene Geschehen völlig unwirklich vorkam. „Träume ich oder passiert das wirklich mit mir?“ fragte sie sich. Doch die Pistole vor ihrem Gesicht ließ keine großen Zweifel mehr zu. Ob sie wohl gesichert war?

„Was wollen Sie von mir? Wo fahren Sie mit mir hin?“ versuchte sie, mit den Entführern ins Gespräch zu kommen. Doch keiner antwortete. Ob sie sie nicht verstanden? Oder ob sie nichts sagen durften?

Der Wagen entfernte sich in rasendem Tempo vom Ort des Geschehens. Kein Kontrollposten hielt sie auf. Offensichtlich war dies alles gut geplant und vorbereitet gewesen. Maggie versuchte, sich an den draußen vorbei fliegenden Geschäften zu orientieren. Der Wagen hatte den Boulevard verlassen und bog mehrfach mit quietschenden Reifen in verschiedene Richtungen ab. Maggie hatte große Angst, es könnte sich bei diesen rasanten Fahrmanövern von selbst ein Schuss aus der Pistole lösen. So gelang es ihr nicht, sich auf den Fahrweg zu konzentrieren, und sie verlor sehr rasch jede Orientierung.

Sie starrte abwechselnd auf die Waffe und auf den Soldaten, der sie ihr völlig ungerührt vor ihr Gesicht hielt. „Bitte, nehmen Sie die Waffe weg, ich kann doch nicht aus dem fahrenden Auto springen“, bat die verängstigte junge Frau. Doch der Soldat zuckte mit keiner Wimper, als ob er taub sei oder gar kein Französisch verstünde.

Für Maggie schien die Fahrt kein Ende nehmen zu wollen. Sie führte in eine Vorortgegend der Hauptstadt, die Maggie überhaupt nicht kannte. Endlich hielt der Wagen mit einem abrupten Bremsmanöver in einem Hinterhof vor einem dunklen großen Gebäude. Nur winzige Fenster unterbrachen die be-

drohlich wirkende Fassade, die in dunklem Olivgrün gestrichen war. Maggie wurde unsanft aus dem Auto gezerrt und grob durch die schwere Eingangstür in einen finsternen Gang gestoßen. Zwei Soldaten hielten sie in einer Art Klammergriff auf beiden Seiten und führten sie den Gang entlang. Maggie stolperte und wurde unbarmherzig weitergeschleift. Am Ende des Ganges stand eine Tür offen. Dort hinein wurde die Entführte gebracht und abrupt losgelassen.

Maggie taumelte, konnte sich jedoch an der Platte eines riesigen Schreibtisches, vor dem sie sich befand, festhalten und schließlich ihr Gleichgewicht wieder erlangen. Ihr gegenüber saß ein fülliger Schwarzer mit hochdekorierter Uniform. Maggie kannte sich zwar in der hiesigen Militärhierarchie nicht allzu gut aus, doch musste es sich hier zweifellos um einen höheren Dienstgrad handeln. Mehrere schwer bewaffnete Soldaten standen in strammer Haltung im ganzen Raum verteilt. Maggie blinzelte, da sie der Lichteinfall des gegenüberliegenden Fensters blendete und sie den fülligen Mann nur undeutlich erkennen konnte. Er selbst saß mit dem Rücken zum Fenster.

„Gebt mir ihre Handtasche“, herrschte er die Soldaten an, die Maggie hergebracht hatten.

Sofort entrissen sie ihr ihre Umhängetasche, die sie bei allen Ereignissen automatisch über der Schulter hängend mit sich getragen hatte, und reichten sie mit ehrerbietiger Gebärde dem Dicken. Maggie wollte protestieren, doch die noch immer auf sie gerichtete Pistole ihres unmittelbaren Begleiters brachte sie sofort wieder zum Verstummen.

Genüsslich schüttete der Dicke den Tascheninhalt vor sich auf die Tischplatte und begann, in ihren persönlichen Sachen zu wühlen. Maggie fühlte eine unsagbare Wut in sich hochkommen. Gleichzeitig stieg aber auch eine aberwitzige Heiterkeit in ihr auf. Das war nun schon das zweite Mal an diesem Tag, dass ihre Handtasche ausgeleert wurde, und fast hätte sie lachen müssen. Doch war die Situation natürlich überhaupt nicht zum Lachen.

„Das müssen wohl die Nerven sein“, schüttelte Maggie innerlich über sich selbst den Kopf. Was sollte das Ganze eigentlich?

Sie musste hilflos zusehen, wie der Dicke ihren Lippenstift auf der Tischplatte ausprobierte und sich über sein Geschmiere fast totlachte. Ihr teures Parfum beschnüffelte er ausgiebig, bevor er es über seine Militärposten ver-

sprengte und dabei erneut in schallendes Gelächter ausbrach, in das seine Untergebenen gehorsam einstimmten.

Schließlich studierte er eingehend ihren Pass. Dabei wurde seine Miene wieder bedrohlich ernst. Er blätterte intensiv in dem Ausweis, wandte ihn vor und zurück und suchte immer wieder, mit dem Finger mitfahrend den Namen zu entziffern, als wenn er nicht richtig lesen könnte.

Maggie starrte halb entsetzt, halb belustigt auf ihn. Sein Gesicht nahm einen zornig bedrohlichen Ausdruck an, je länger er das Dokument studierte. Plötzlich warf er es in einem Wutanfall auf den Boden und schrie seine Leute in der einheimischen Sprache an.

Es klang furchtbar bedrohlich, doch Maggie verstand leider kein Wort. Sie fühlte sich äußerst unbehaglich und klammerte sich nervös und voller Angst an der Tischplatte fest.

Zwischen dem Dicken und den Soldaten entstand eine hitzige Debatte, deren Inhalt Maggie nicht verfolgen konnte. Doch fehlte anscheinend nicht viel, und der Dicke wäre handgreiflich geworden. Schließlich machte er mit einer Handbewegung unmissverständlich klar, dass er Maggie nicht mehr sehen wollte.

Ohne dass die junge Frau irgendwelche Zusammenhänge verstehen konnte, wurde sie wieder von den beiden Soldaten in den Klammergriff genommen und nach draußen gezerrt. Durch mehrere Gänge und zwei Treppen abwärts wurde sie anscheinend in den Keller geschleift. Maggie konnte im Dämmerlicht der Gangbeleuchtung kaum etwas erkennen. Sie versuchte zwar, sich zu wehren, und stemmte die Füße gegen den Boden. Doch gegen die zwei starken Burschen, die sie grob gepackt hielten und weiter zerrten, hatte sie keine Chance.

Plötzlich wurde eine schwere Eisentür geöffnet und die junge Frau in einen völlig dunklen Raum gestoßen. Die Tür fiel hinter ihr krachend ins Schloss, dessen Quietschen ihr unmissverständlich klarmachte, dass es verriegelt wurde.

Maggie blieb zunächst unbeweglich stehen. Sie konnte in dem völlig dunklen Raum nichts erkennen. Lediglich der beißende Kloakengeruch stieg ihr sofort in die Nase und verursachte ihr ein Gefühl der Übelkeit. Sie konnte nicht einmal einschätzen, ob sie allein war oder ob sich schon Leute in diesem

Verließ befanden. So verhielt sie sich einige Minuten völlig reglos, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Der fensterlose Raum erwies sich als kleine Zelle von höchstens vier Quadratmetern, und Maggie befand sich völlig allein darin. Rechts neben ihr war ein Loch in den Boden eingelassen, aus dem der beißende Gestank aufstieg. Der einzige schwache Lichteinfall kam durch das in die Tür eingelassene vergitterte Guckloch. Ihr gegenüber befand sich eine Art Mauervorsprung, auf den sie sich vortastete und niederließ. Ansonsten war der Raum völlig leer und kahl.

Maggie setzte sich und begann hemmungslos zu weinen. Ihre verzweifelte Lage wurde ihr schlagartig bewusst. Niemand wusste, wo sie sich befand, niemand würde ihr helfen können. Sie war entführt worden und hatte keine Ahnung, warum. Zu viel an Aufregungen war in den letzten Stunden auf sie eingestürzt. Nun fühlte sie sich nur noch hilflos und allein. Ein verzweifelter Schluchzen bahnte sich seinen Weg: sie weinte heiße Tränen und schien gar nicht mehr aufhören zu können.

Sie wusste nicht, wie lange sie ihrer Verzweiflung freien Lauf gelassen hatte. Waren es nur Minuten oder Stunden?

Maggie tastete nach einem Taschentuch in ihrer Handtasche, doch da musste sie feststellen, dass ihre Tasche beim Dicken geblieben war. Diese Erkenntnis ließ sie schlagartig wieder zu sich kommen.

Sie schnäuzte sich vehement in den Saumzipfel ihres Kleides, wischte sich mit dem Ärmel ihr verschmiertes Gesicht ab und begann, langsam und mit festem Rhythmus durchzuatmen. Allmählich beruhigte sie sich. Sie versuchte, logisch zu denken und ihre Situation zu analysieren. Sicher würde der Botschafter inzwischen den Verlust seines Wagens und damit auch ihre Entführung bemerkt haben. Er würde alle diplomatischen Beziehungen spielen lassen, um sie aus dieser Situation wieder herauszuholen. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, bis man sie wieder frei ließe. So aussichtslos war ihre Lage gar nicht, versuchte sie sich selbst zu beruhigen. Aber was konnte bis dahin nicht alles noch geschehen?

Maggie fielen alle Erzählungen ein, die sie bisher über einheimische Gefängnisse gehört hatte. Frauen würden angeblich grundsätzlich vergewaltigt. Die Berichte von Amnesty International kamen ihr in den Sinn, die schonungslos

die Foltermethoden in hiesigen Gefängnissen gegeißelt hatten. Würde sie all diesen schrecklichen Maßnahmen auch ausgesetzt werden? Eine unbezähmbare Angst stieg erneut in ihr hoch und bemächtigte sich ihrer ganzen Person. Maggie zitterte vor Unruhe und Aufregung. Sie kauerte sich voll Angst in die Ecke des Mauervorsprungs, der ihr als einzige Sitzgelegenheit diene.

Die junge Frau konnte nicht abschätzen, wie lange sie in dieser Haltung verharrte. Ihre Armbanduhr war ihr zwar noch geblieben, doch konnte sie das Zifferblatt in dem düsteren Dämmerlicht ihrer Zelle nicht ablesen. Aber ihrem Gefühl nach musste eine Stunde oder mehr vergangen sein.

Sie begann fieberhaft zu überlegen, wer ihr wohl helfen könnte. Der Botschafter würde sicher nichts unversucht lassen, um sie aus dieser Lage zu befreien. Aber würden sich die Militärs in der augenblicklichen Situation des Ausnahmezustands überhaupt von Ausländern etwas sagen lassen? Es müsste ihr jemand aus dem hiesigen politischen System beistehen, aber wer?

Maggie zermarterte sich ihr Hirn, sie ließ alle ihre Projektpartner innerlich Revue passieren. Aber das waren vorwiegend Missionsschwestern oder Pfarrer, die entweder sowieso das Land bereits verlassen hatten oder ohne jedweden Einfluss waren.

Da, plötzlich fiel ihr N'Dehti, der Abgeordnete aus dem Tal der Tamberma, ein. Er gehörte der Regierungspartei an, vertrat aber eine sehr abgelegene, von den einheimischen Behörden fast vergessene Region, in der Maggie mit einer Vielzahl von Projekten bereits hatte helfen können. Auch wenn sie seine politische Bindung nicht hatte gut heißen können oder wollen, hatte sich doch eine Art von Freundschaft zwischen ihr und diesem noch jungen und oft nachdenklichen Politiker entwickelt, die sie sich selbst nicht so recht hatte erklären können. Über alle kulturellen und politischen Vorbehalte hinweg hatte sie immer Sympathie für ihn empfunden und schon viele Diskussionen mit ihm über Politik, über Demokratie und Selbstbestimmung des Volkes geführt. Wenn überhaupt jemand, dann konnte er ihr helfen.

Nur, wie konnte sie aus ihrer Zelle heraus Kontakt mit ihm aufnehmen? Maggie nahm sich fest vor, bei der nächsten Vernehmung zu fordern, dass er informiert und herbeigeholt werde.

Diese Absicht vermittelte Maggie wieder ein wenig Zuversicht und Mut. Sie richtete sich auf ihrem Mauervorsprung ein wenig auf und versuchte erneut,

sich mit Hilfe ihres Rocksaums ein wenig herzurichten. Dennoch musste sie noch lange, wohl einige Stunden warten, bis sich überhaupt wieder jemand um sie kümmerte.

Der Dicke raste in der Zwischenzeit wütend in seinem Büro auf und ab und beschimpfte seine Untergebenen mit den wüstesten Ausdrücken, die ihm nur einfallen wollten.

„Bin ich nur noch von Vollidioten und Geistesbehinderten umgeben?“ brüllte er und stieß einen Soldaten grob gegen die Wand.

„Muss man denn alles selbst machen?“ fauchte er einen jungen Korporal an, der den Blick gesenkt hielt, und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige.

„Da ruinieren wir uns freiwillig ein Motorrad, der Fahrer hat sich fast dem Tod ausgesetzt, und nun war alles umsonst?“ stieß er mit schriller Stimme aus, und setzte keuchend hinzu: „Weil diese Rindviecher, diese Blödmänner, diese unbrauchbaren Kakerlaken keine Augen im Kopf haben und blind ein falsches Mädchen mitnehmen.“

Er ließ sich schwer atmend auf seinen Sessel fallen und wischte verzweifelt über sein schwitzendes Gesicht.

„Was sollen wir mit Maria Weber?“ giftete er die Soldaten an, die sich am liebsten unsichtbar gemacht hätten.

„Ihr solltet mir die Tochter des deutschen Botschafters bringen, oder?“ Seine Stimme wirkte plötzlich eisig.

Er schnappte sich erneut Maggies Lippenstift, sprang auf und malte den Namen Karina Walter an die Wand. „Da!“ schrie er, „das ist die richtige, die ihr bringen solltet, oder?“

Niemand wagte zu antworten.

Wütend trampelte er auf dem Pass herum, der immer noch am Fußboden lag: „Mit der kleinen Walter hätten wir dem Botschafter schon beigebracht, auf welcher Seite er und Deutschland zu stehen hat.“

Zustimmungsheischend ließ er die Augen rollen.

„Menschenrechtsverletzungen, wo gibt's denn sowas? Das sind alles nur kriminelle Elemente, die uns das in die Schuhe schieben wollen. Ein paar Tote in der Lagune – die haben sich wahrscheinlich selbst hinein gestürzt, nur um unsere Regierung verantwortlich dafür zu machen!“ Der Dicke redete sich in

Rage, während sein Adjutant eifrig nickte, die anderen aber vorsichtshalber nicht reagierten.

„Die Entführung der kleinen Walter wäre der beste Beweis gewesen, dass eben nur kriminelle Täter am Werk sind. Ich hätte das schnellstens herausgefunden, das geforderte Lösegeld kassiert und das Mädchen seinem überglücklichen Vater zurückgebracht. Denn so gut funktioniert unser Staat, auch im Ausnahmezustand!“ Unwillig schüttelte er den Kopf, als glaubte er selbst an seine Version, und sprang erneut auf, um im ganzen Zimmer herum zu rasen.

„Und jetzt? Was machen wir jetzt? – Jetzt haben wir eine echte Entführung. Eine Maria Weber, für die sich kein Mensch wirklich interessiert, für die es wahrscheinlich weder Lösegeld gibt, noch wird der Botschafter bereit sein, seine Einschätzung der Lage in Togo zu überdenken. Scheiße!“

Wütend schnaubte er Rotz aus seiner Nase und wischte ihn mit seinen Fingern an der Uniform des am nächsten stehenden Soldaten ab. Dann wirbelte er herum und wuchtete sich erneut auf seinen Stuhl vor seinem Schreibtisch. Erregt trommelte er mit den Fingern auf die Schreibtischplatte.

Er wusste, er konnte seine Wut zwar an seinen Soldaten auslassen, aber damit war die Sache nicht aus der Welt geschafft. Was sollte er nun tun?

Er winkte seinem Adjutanten und ließ sich ein großes Glas Whiskey einschenken. Er schüttete es in einem Zug in sich hinein. Dann schickte er alle hinaus auf den Gang. Für die nächsten Telefonate, die er zu führen hatte, wollte er keine Mithörer haben.



Endlich wurde die schwere Holztür ihres Verließes entriegelt und aufgestoßen. Ein Soldat kam herein und schob ihr eine Wasserflasche und einen Blechteller mit einem bräunlichen, unappetitlichen Brei darauf zu. Maggie achtete gar nicht darauf, sie fühlte weder Hunger noch Durst.

Doch beim ersten Geräusch an der Tür sprang sie auf und bestürmte den Soldaten: „Bitte, informieren Sie den Abgeordneten N’Dehti Kouani! Er muss unbedingt sofort hierher kommen!“

Der Soldat zeigte keinerlei Reaktion.

„Bitte“, flehte Maggie erneut, „helfen Sie mir. Ich muss mit dem Abgeordneten N'Dehti Kouani sprechen.“

Doch der Mann wandte sich bereits wieder zum Gehen.

„Verstehen Sie französisch?“ machte Maggie einen erneuten Versuch, doch da fiel die Tür schon wieder krachend ins Schloss.

Maggie vergrub verzweifelt ihr Gesicht in beiden Händen und kämpfte gegen einen neuerlichen Weinkrampf an.

Yaovi, der Soldat, verließ Maggies Zelle eiligst. Er hatte sie sofort erkannt, auch wenn sie sich seiner nicht mehr erinnerte und er sich nichts hatte anmerken lassen. Seine Tochter war durch Kinderlähmung behindert. Maggie hatte ein Sonderprogramm durchgeführt, um solchen Kindern die notwendigen Operationen zu finanzieren. Davon hatten auch er und seine Tochter profitiert. Seine Kleine benötigte zwar immer noch Krücken, doch konnte sie dank der medizinischen Behandlung mit Beinschienen laufen und so nunmehr die Schule besuchen. Bei einer Versammlung aller behandelten Kinder hatte er ihre Wohltäterin auch persönlich kennen gelernt. Aber wie kam diese Frau nun hier in das Gefängnis Kortan für besonders gefährliche Regimegegner? Er war völlig verwirrt und hatte sich daher ihr gegenüber lieber nichts anmerken lassen.

Sollte er ihr helfen und den Abgeordneten N'Dehti Kouani tatsächlich informieren? Aber welche gefährlichen Konsequenzen konnte das für ihn selbst haben? Yaovi seufzte, denn das war für einen einfachen Wachsoldaten wie ihn nun wirklich eine schwierige Entscheidung. Einerseits war er dieser Frau zu sehr viel Dank verpflichtet. Andererseits durfte er sich keine eigenmächtigen Entscheidungen ohne Einwilligung seiner Vorgesetzten erlauben. Die Sache ging ihm jedoch während seiner gesamten Dienstzeit an diesem Tag nicht mehr aus dem Kopf. Immer wieder musste er an diese Frau denken, die so vielen Kindern geholfen hatte. Wie war sie nur in diese Lage geraten?

Maggie war glücklicherweise in eine Art Halbschlaf gefallen. Sie kauerte immer noch in der Ecke ihrer Zelle und hatte sich an den schrecklichen Kloakengeruch ein wenig gewöhnt. Die durchlebten Aufregungen hatten sie erschöpft, sodass sie in einen zwar wenig erholsamen, aber doch zeitüberbrückenden Dämmer Schlaf gefallen war.



Im Büro des Dicken waren die Diskussionen über den Fall „Maria Weber“ am Telefon in unverminderter Heftigkeit fortgesetzt worden. Daher hatte man Maggie selbst vorläufig in Ruhe gelassen. Der Boss blätterte immer wieder in Maggies Ausweis, der inzwischen wieder vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Er versuchte seinen Gesprächspartnern zu erklären, dass irgendetwas bei der Entführung schief gelaufen und die falsche Frau gekidnappt worden sei.

Die peinlichen Telefonate bedeuteten zumindest für Maggie, dass sie keinen weiteren hochnotpeinlichen Befragungen oder gar Torturen unterworfen wurde. Sie ahnte von diesen „glücklichen“ Umständen in ihrer Zelle natürlich nichts.



Dr. Walter stand hochaufgerichtet in seinem Büro der Botschaft und herrschte den Angestellten in der Tür an: „Jetzt nicht, ich telefoniere gerade!“ Am anderen Ende der Leitung beschwerte sich gerade seine Tochter, warum sie denn immer noch nicht abgeholt worden sei.

Da taumelte der persönliche Fahrer des Botschafters ins Zimmer. Er sah übel zugerichtet aus. Seine Dienstmütze fehlte, der Anzug sah verschmutzt und unordentlich aus, das rechte Auge des Mannes war völlig geschwollen und über die rechte Wange zog sich eine Blutspur. Dr. Walter erschrak beim Anblick seines Chauffeurs. „Warte einen Augenblick“, bat er seine Tochter am Telefon. Dann eilte er sofort zu Herrn Omuzu, stützte den schwankenden Mann und führte ihn zu einem Sessel. „Was – um Gottes Willen – ist denn passiert?“

Der Chauffeur sank erschöpft nieder und brauchte erst einige Minuten, bis er überhaupt sprechen konnte. Er hatte sich halbtot stellen müssen, damit ihn die Militärs nach dem Überfall nicht weiter malträtiert, sondern nur mit einigen Fußritten in den Straßengraben befördert hatten. Dort hatte er noch einige Zeit trotz großer Schmerzen am Kopf regungslos verharret, bis die Soldaten tatsächlich verschwunden waren. Erst dann hatte er alle seine Kräfte zusammen genommen und hatte sich auf Schleichwegen zur Botschaft zurückgeschleppt.

Da war er nun, ohne Auto, ohne Maggie und natürlich auch ohne Botschaftstochter. Der sehr pflichtbewusste Botschaftsfahrer machte sich Vorwürfe, dass es ihm nicht gelungen war, dieses Unheil zu verhindern. Doch zunächst musste er Dr. Walter den Vorgang nochmals in allen Einzelheiten schildern.

Der Botschafter war entsetzt. Offensichtlich hatte man seine Tochter entführen wollen. Die Ähnlichkeit zu Karina war Maggie zum Verhängnis geworden und war gleichzeitig die Rettung seiner Tochter gewesen. Ach ja, die wartete noch immer in der Telefonleitung.

In gewohnt sachlicher Weise traf der Botschafter sofort seine Anweisungen. Seine Tochter Karina wurde unverzüglich von einem anderen Fahrzeug mit drei stark bewaffneten Sicherheitsleuten abgeholt, wobei gezielt eine völlig ungewöhnliche Fahrtstrecke gewählt wurde.

In der Zwischenzeit bildete Dr. Walter in der Botschaft einen Krisenstab, der sich sofort mit den üblichen Strategien beschäftigte und mehrere Planvarianten zur Befreiung der Geisel erarbeitete. Als erstes wurde beschlossen, bei der Regierung Protest gegen die Entführung einzulegen und sofortige Unterstützung bei der Suche nach der Verschleppten anzufordern. Dr. Walter ließ es sich nicht nehmen, persönlich im Innenministerium anzurufen, wo man ihm höflich und distanziert mitteilte, dass man von einer Entführung nichts wisse. Es könne sich nur um kriminelle Elemente handeln, deshalb werde man die Angelegenheit den nationalen Sicherheitsbehörden übergeben. Diese würden sich darum kümmern und würden sich zu gegebener Zeit bei ihm melden. Das Bedauern, das der Innenminister zu diesem Vorfall zum Ausdruck brachte, klang formvollendet, aber ohne echte Anteilnahme und Interesse.

Der Botschafter schnaubte innerlich vor Wut über das arrogante Verhalten. Doch ließ er sich dies selbstverständlich nicht anmerken, sondern bedankte sich ebenso formell für das freundliche Anerbieten der Hilfe.

Kaum hatte der Hörer die Gabel berührt, als Dr. Walter bereits eine neue Nummer eintippte. Diesmal wandte er sich an Georges Soffido, den Leiter des Präsidialamtes, den er als intelligenten Kopf und besonnenen Mann schätzte. Er hatte ihm sogar einige Male bei seiner politischen Karriere geholfen. So glaubte er, nun auch auf seine Solidarität zählen zu dürfen.

Soffido hörte ihn zumindest an, als Dr. Walter ihm sein Problem unterbreitete, und versprach, noch am selben Abend, sobald er trotz der kritischen Lage

das Präsidialamt verlassen könnte, bei ihm vorbeizukommen. Der Botschafter war darüber sehr erleichtert und sicherte seinem Freund absolute Diskretion zu.



Als seine Dienstzeit zu Ende war, verließ Yaovi das Gefängnisgebäude außergewöhnlich schnell. Während der langweiligen Wachstunden vor den Gefangenzellen hatte er lange genug Zeit gehabt, um über Maria Weber und ihre Situation nachzudenken, und war zu dem Schluss gekommen, dass er es ihr schuldig war, ihr nun auch einen Dienst zu erweisen. Er war sich jedoch bewusst, dass er dabei vorsichtig zu Werke gehen musste, um sich nicht selbst in Gefahr zu bringen. Aber er musste den Abgeordneten Kouani zumindest über Maria Webers Schicksal informieren. Dann war es dessen Aufgabe, alles weitere zur Rettung der jungen Frau zu veranlassen.

Yaovi machte sich daher auf den Weg zum Parlament, um dort den Abgeordneten zu suchen. Er wusste, wie der Mann aussah, da er ihn erst vor wenigen Wochen bei seiner Tante, die ein Fernsehgerät besaß, in einer Sendung über das Erntedankfest im Tal der Tamberma gesehen hatte, wo der Abgeordnete eine lange Rede gehalten hatte. Er war sich daher sicher, ihn wieder zu erkennen.

Yaovi schlug zunächst seinen ganz normalen Heimweg ein, um bei seinen Kollegen nicht aufzufallen. Die Kontrollposten ließen ihn problemlos passieren, wenn er seinen Ausweis vorwies und versicherte, dass er sich auf dem Heimweg von seinem Dienst befand. Seine Wohnung lag in einem weit entfernten Vorort der Hauptstadt, weil in der Außenregion die Mieten wesentlich billiger waren. Als einfacher Wachsoldat verfügte er nicht gerade über ein üppiges Gehalt. Deshalb leistete er sich nur selten den Luxus eines Motorrad-Taxis. Heute war sowieso kein einziges dieser knatternden Zweiräder zu sehen. Also machte er sich zu Fuß auf den Weg.

Nachdem er einige Kreuzungen passiert hatte, traf er nur noch auf Militärposten, die ihn bei der Kontrolle nicht mehr kennen konnten. Die Uniform bot Yaovi dennoch Schutz, und sein Dienstaussweis ließ jedweden Zweifel an seiner Person sofort schwinden. Unauffällig änderte er die Richtung seines Weges

und orientierte sich auf Umwegen in Richtung des Parlamentsgebäudes. Dort hoffte er, den Abgeordneten N'Dehti Kouani zu treffen.

Seine Taktik war lange erfolgreich. Jedoch je näher er dem Parlamentsgebäude kam, umso eindringlicher wurde er befragt, wo er eigentlich hinwolle. Er musste sich etwas einfallen lassen, um weiterhin glaubwürdig zu erscheinen.



N'Dehti saß in seiner kleinen, gemieteten Wohnung und blätterte in Papieren, ohne sie jedoch richtig zu studieren. Eigentlich hätte er im Parlament sein müssen. Doch angesichts der unsicheren Lage in der Hauptstadt hatte er es vorgezogen, in seiner Wohnung zu bleiben. Er stammte zwar aus einem ausgesprochen kriegerischen Stamm und scheute sich nicht, seine Ansprüche notfalls mit Fäusten durchzusetzen. Auch den Umgang mit Pfeil und Bogen beherrschte er seit frühester Jugend. Doch in eine Schießerei wollte er nicht verwickelt werden. Bei allem Wagemut war er doch ein besonnener Mann. Dennoch fühlte er sich äußerst unbehaglich, da er nicht einzuschätzen wusste, wie der Präsident sein Fernbleiben auffassen und womöglich ahnden würde.

N'Dehti seufzte. So schwierig hatte er sich die politische Arbeit nicht vorgestellt, als er zum Abgeordneten für sein Tal kandidiert hatte. Einerseits hatte er kaum die Möglichkeit, eigene Ideen zu entwickeln oder gar seine Vorstellungen zu verwirklichen, andererseits durfte er sich aber auch nicht aus der Parlamentsarbeit zurückziehen, da man ihm sonst sehr schnell Verrat nachsagen würde, was unweigerlich zu Verfolgung und Gefängnis führen würde. Es gab einige Kollegen, die eines Tages spurlos verschwunden waren, und niemand wusste, wo sie sich befanden und ob sie überhaupt noch am Leben waren. Es war aber auch nicht angeraten, allzu intensiv nachzufragen. Auch solche Nachforschungen waren verdächtig und daher gefährlich. Wenn man erst einmal in das politische System geraten war, gab es kein Entkommen mehr. Das war N'Dehti relativ schnell klar geworden. Heute war er sich sehr unsicher, welche Gefahr größer war – die Schießereien vor dem Präsidentenpalast, die leicht auch auf das Parlamentsgebäude übergreifen konnten, oder die Verweigerung der Teilnahme an der Parlamentssitzung. Sollte er nicht doch lieber noch in das nahe gelegene Parlamentsgebäude eilen?

Wieder seufzte der junge Abgeordnete und stieß unwirsch die Sitzungspapiere, auf die er sich doch nicht konzentrieren konnte, von sich. Sie fielen vom Tisch und segelten in alle Ecken des Raumes. N'Dehti kümmerte sich nicht um die entstandene Unordnung, sondern stand auf und trat vor sein Haus auf die Straße. Fast stieß er dabei mit einem Soldaten zusammen, der sich gerade an der Hauswand entlang drücken wollte. N'Dehti bekam einen heillosen Schreck.

War dieser Soldat auf ihn angesetzt, um ihn auszuspionieren, warum er nicht zur Sitzung erschienen war? Hatte er gar bereits den Auftrag, ihn zu beseitigen? Während diese Gedanken blitzartig durch seinen Kopf fuhren, hatte er instinktiv den Soldaten schon gepackt und ihm beide Arme, wie er es von Kindheit an als Verteidigungsmaßnahme trainiert hatte, auf den Rücken gedreht, sodass er ihm wehrlos ins Hausinnere folgen musste.

Die Aktion hatte nur Sekunden gedauert. N'Dehti war sich sicher, dass niemand etwas bemerkt hatte. Er war jetzt hellwach und intensiv angespannt, um nur ja keinen Fehler zu begehen. Während er mit einer Faust unbarmherzig einen Arm des Soldaten schmerzhaft auf dem Rücken nach oben verbog, entriss er ihm mit einem einzigen Griff die Pistole aus dem Gürtel und klopfte fachkundig die Uniform nach weiteren Waffen ab, ohne jedoch fündig zu werden. Erst nachdem er die Pistole sicher in der Hand hielt, lockerte N'Dehti seinen Griff und stieß den Soldaten grob auf einen Stuhl. Er baute sich in voller Größe bedrohlich vor ihm auf und herrschte ihn an: „Was suchst du hier vor meinem Haus?“

Der Soldat rieb sich seine schmerzenden Schultern und schaute verängstigt zu ihm auf, antwortete jedoch nicht. N'Dehti stieß ihm die Pistole vor die Brust, griff ihm in die Innentasche seiner Uniform und zog den Dienstausweis heraus. Aber er wagte nicht, ihn zu lesen, da er dabei den Soldaten aus den Augen hätte lassen müssen. So warf er den Ausweis verächtlich auf den Tisch, trat einen Schritt zurück und musterte den Mann vor sich von Kopf bis Fuß, wobei er die Pistole stets auf ihn gerichtet hielt. Nochmals herrschte er ihn an: „Was willst du hier?“

Der Soldat schien sich von der Überrumpelung ein wenig gefasst zu haben und erwiderte die Musterung mit einem ebenfalls forschenden Blick. Plötzlich ging ein Erkennen über sein Gesicht, und statt einer Antwort stellte er

die Gegenfrage: „Sind Sie der Abgeordnete Kouani?“ N’Dehti sah sich durch diese Frage in seiner Vermutung bestätigt, einen Spitzel vor sich zu haben, der auf ihn angesetzt war. Seine Nervosität erfuhr eine weitere Steigerung, er spannte alle seine Sinne an, um nur ja keinen verhängnisvollen Fehler zu begehen. Er trat noch ein paar Schritte zurück, um einen besseren Überblick über den gesamten Raum zu haben und jeden Fluchtversuch des Soldaten sofort vereiteln zu können.

Auch in Yaovis Kopf arbeiteten die Gedanken intensiv. Er spürte überdeutlich die Gefahr, in der er sich befand. Dies war einer dieser unglaublichen Zufälle, die man nicht vorherplanen konnte, die aber sicherlich eine Fügung der Götter oder der Ahnen waren. Es war ihm bestimmt, für Maria Webers Rettung zu sorgen. Deshalb hatte gerade er heute Wachdienst vor ihrer Zelle gehabt, deshalb hatte ihn jetzt sein Weg direkt in die Arme des Abgeordneten Kouani geführt. Er hatte ihn, nachdem er sich von seinem ersten Schreck erholt hatte, sofort erkannt. Die Götter würden ihm sicher auch die richtigen Worte eingeben, um den Abgeordneten von seinen guten Absichten überzeugen zu können.

Yaovi wurde im Bewusstsein des Geführtseins durch überirdische Fügung wieder ruhig und verlor jede Angst. Er blickte dem Abgeordneten Kouani offen ins Gesicht und erklärte: „Ich bringe Ihnen eine Nachricht von Maria Weber“.

Nun war N’Dehti völlig perplex. Was wusste dieser Mann von dieser Frau? Wieso schickte sie ihm durch ihn eine Nachricht. Was konnte ihr passiert sein? Er ließ vor Überraschung die Pistole sinken, dennoch nutzte der Soldat die günstige Gelegenheit nicht sofort zur Flucht. Im Gegenteil hob er freiwillig beide Hände hoch, um seine friedlichen Absichten zu unterstreichen, und wiederholte eindringlich: „Ich bringe Ihnen eine Nachricht von Maria Weber.“

N’Dehti legte mit Bedacht die Pistole in Reichweite vor sich auf den Tisch. Dann zog er einen weiteren Stuhl heran und setzte sich vor den Soldaten, indem er ihm bedeutete, er könne die Hände wieder herunternehmen.

Yaovi gehorchte und ließ sie auf seine Schenkel sinken. Dann erzählte er, wie und wo er Maggie Weber gesehen hatte, wieso er sie so gut kannte, und dass er ihre Bitte, den Abgeordneten Kouani zu Hilfe zu holen, nicht hatte abschlagen können, auch wenn er sich dadurch selbst Unannehmlichkeiten – und dabei warf er einen bedeutsamen Blick auf die Pistole – schaffen

würde. Er versäumte es bei seinen Darstellungen nicht, die Schwierigkeiten beim Passieren der Kontrollen noch ein wenig auszusmücken, sparte nicht an der detaillierten Beschreibung der Umwege, die er eingeschlagen hatte, um hierher zu gelangen, und wusste schließlich auch seinen Schreck beim plötzlichen Zusammentreffen mit Kouani drastisch zu verdeutlichen. N'Dehti mußte innerlich über den Eifer des einfachen Soldaten, seine Verdienste um Maggie Webers Wohlergehen hervorzuheben, lächeln. Dabei stand sein eigener Entschluss, der jungen Frau, die er so gut kannte, natürlich zu helfen, bereits fest.

N'Dehti streckte dem Soldaten die Hand entgegen und sagte mit fester Stimme: „Danke, dass du gekommen bist und mir diese Nachricht überbracht hast. Ich werde sofort zu Maria Weber gehen, denn es kann sich nur um einen Irrtum handeln. Frau Weber wird sicher stolz auf dich sein.“ Dann steckte er ihm seine Pistole wieder in den Gürtel, schob ihn zur Tür, spähte vorsichtig nach allen Seiten, ob die Luft rein sei, und entließ ihn schließlich mit den Worten: „Sei vorsichtig und komm gut nach Hause.“

Yaovi entfernte sich raschen Schrittes, erleichtert, seine Mission erfüllt zu haben und nun bald bei seiner Frau beim Essen zu sein.

Der junge Abgeordnete zog sich zunächst noch einmal in seine Wohnung zurück. Er musste diese Nachricht erst verdauen. Wie konnte es sein, dass sich Maggie Weber im Gefängnis Kortan befand? Dort wurden nur als besonders gefährlich eingestufte Oppositionelle oder Verbrecher untergebracht. Noch nie hatte er gehört, dass eine Frau dorthin verbracht worden sei. Was konnte Maggie passiert sein?

Es war das am meisten verrufene Gefängnis im ganzen Land. Ihn schauerte, wenn er sich vorstellte, was Maggie dort alles widerfahren konnte. Oder hatte sie tatsächlich etwa eine Straftat begangen? Er wusste, dass ihre Sympathien eher auf Seiten der Politiker der Reformbewegung war, die sich angeblich für Demokratie einsetzten. Dennoch hatte sie sich bisher strikt von allen politischen Aktivitäten ferngehalten und jede politische Zusammenarbeit abgelehnt. Sollte sie sich plötzlich doch eingemischt haben? Nein, N'Dehti war sich sicher, es musste sich um irgendein Missverständnis handeln.

Aber wie konnte er ihr helfen? Sollte er ins Parlament gehen und direkt mit dem Präsidenten sprechen? Aber würde der ihn in der augenblicklich an-

gespannten Lage überhaupt anhören? Würde er überhaupt da sein? Vielleicht befand er sich noch im belagerten Präsidentenpalast. Oder sollte er direkt zum Gefängnis eilen?

Nein, diesen Gedanken verwarf N'Dehti sofort wieder. Ohne offizielles Papier oder Genehmigung würden ihn die Militärs gar nicht vorlassen. Als erstes musste er ins Parlament.

Er holte entschlossen seine Aktentasche, sammelte die auf dem Boden herumliegenden Sitzungspapiere auf, stopfte sie hinein und verließ sein Haus. Auch er machte sich zu Fuß auf den Weg, da weit und breit kein Auto, also auch kein Taxi zu sehen war. Glücklicherweise war es nicht allzu weit. Die Militärkontrollposten warfen jeweils nur einen kurzen Blick auf seinen Abgeordnetenenausweis und ließen ihn dann unbehelligt weiter.

Nach einer Viertelstunde erreichte er das Parlamentsgebäude. Dort herrschte ähnliche Aufregung und angespannte Stimmung wie in der Hotelhalle des Hotels de la Paix. Angestellte und Uniformierte rannten aufgeregt hin und her, Telefone schrillten, Namen wurden durch die Gänge und über Lautsprecher ausgerufen. Im Sitzungssaal herrschte ein besonderes Gedränge, denn der Präsident hielt gerade eine dröhnende Rede.

N'Dehti wandte sich an das Büro für die Vergabe von Dienstwagen. Wenn es ihm gelang, ein offizielles Regierungsfahrzeug zugeteilt zu bekommen, würde dies sicher auch auf die Militärs Eindruck machen und ihm vielleicht den Zugang zum Kortan-Gefängnis ermöglichen. Im Moment sah er keinen anderen Ausweg, denn es erschien ihm völlig ausgeschlossen, mit dem Präsidenten sprechen zu können, und wer wusste schon, wie lange seine Rede noch dauern würde.

Der Beamte, ein kleinwüchsiger, schlecht gelaunter Mensch, beachtete N'Dehti gar nicht, als er sein Büro betrat. Er wirkte gestresst, da seine drei Telefonapparate auf dem Schreibtisch alle gleichzeitig klingelten, und er von einer Leitung zur anderen sprang, umstöpselte, auf Wartelinie legte, und dabei natürlich jeden Überblick verlor.

N'Dehti erkannte mit sicherem Instinkt, dass die Überforderung des Angestellten seine Chance sein konnte, durch Überrumpelung das gewünschte Fahrzeug zu erhalten. Er zog daher irgendeinen Brief mit Präsidialbriefkopf aus seiner Aktentasche, fuchtelte damit vor der Nase des telefonierenden Be-

amten herum und herrschte ihn wütend an: „Hier, ich habe offiziellen Auftrag vom Präsidenten, sofort mit einem Fahrzeug ins Kortangefängnis zu fahren. Es eilt!“

Der Mann am Schreibtisch war so verblüfft, dass er sofort sein Telefongespräch unterbrach und über das Tischmikrofon ein Fahrzeug zum Parlamenteingang beorderte. „Für wen?“ fragte er nur kurz zurück, um dann dem Fahrer noch zu melden, er möge für den Abgeordneten Kouani bereit stehen. In aller Eile füllte er eine entsprechende Fahrtorder aus, klopfte mehrere Stempel darauf und reichte sie, während er bereits wieder einen Telefonhörer ans Ohr geklemmt hielt, dem Abgeordneten über den Schreibtisch zu.

N'Dehti verließ mit einem kurzen Kopfnicken das Büro und eilte zur Empfangshalle. Das war ja leichter gewesen, als er je vermutet hätte. Innerlich musste er grinsen, wie einfach er diesen Angestellten ausgetrickst hatte. Er hätte so was schon früher versuchen sollen, kam es ihm in den Sinn. Vielleicht hätte er mit dieser Methode mehr für seine Leute im Tamberma-Tal erreichen können. Er nahm sich vor, in Zukunft ab und zu zu testen, ob er mit Unverfrorenheit weiter käme.

Während er ganz in Gedanken in der Empfangshalle auf und ab ging, schlug ihm plötzlich jemand von hinten auf die Schulter. N'Dehti fuhr erschrocken zusammen und drehte sich rasch um. Da blickte er in das lachende Gesicht seines Kollegen aus dem Nachbarlandkreis. Der lachte dröhnend, dass es ihm gelungen war, N'Dehti so zu erschrecken.

„Wo warst du denn? Ich hatte schon geglaubt, du seist wie eine furchtsame Schnecke in deinem Haus geblieben!“ machte er sich über N'Dehti lustig.

Dieser stimmte wohl oder übel in das Gelächter ein, während er innerlich krampfhaft überlegte, wie er seinen Kollegen möglichst schnell, aber doch unauffällig wieder loswerden könnte.

„Komm, wir haben gleich Abstimmung“, forderte sein Kollege ihn auf und wollte ihn schon mitziehen.

Da ertönte über Lautsprecher der Aufruf: „Der Abgeordnete Kouani wird zum Ausgang gebeten. Er wird erwartet.“

N'Dehti atmete auf. Er lächelte seinen Kollegen verbindlich an und sagte: „Geh nur voraus. Ich komme gleich nach. Ich erwarte nur eine wichtige Unterlage, die mir wohl gerade gebracht wird.“

Und ohne die weitere Reaktion seines Gegenübers abzuwarten, eilte er in Richtung Ausgang, wo ein schwarzer Dienstwagen mit aufgerissener Tür schon auf ihn wartete.

„Herr Kouani?“ fragte der Fahrer, und als N’Dehti nickte, ließ er ihn im Fond des Wagens Platz nehmen, schloss sorgfältig die Tür und setzte sich dann hinter das Lenkrad. Der Fahrer warf einen Blick auf die Fahrtorder.

„Zum Kortangefängnis?“ vergewisserte er sich nochmals, wobei durchaus ein wenig Unsicherheit und Sorge in seiner Stimme mitschwang.

N’Dehti bestätigte ihm das Ziel ohne jeden weiteren Kommentar. Das Fahrzeug setzte sich in Bewegung. N’Dehti seufzte innerlich erleichtert auf. Die erste Hürde hatte er genommen. Es war leichter gegangen, als er zu hoffen gewagt hatte. Doch die eigentlichen Schwierigkeiten würden erst noch kommen, darüber machte er sich keine Illusionen.

Die Militärkontrollen ließen den Wagen meist ohne Untersuchung durchfahren. Oft genügte ihnen schon ein Blick auf die Regierungsnummer. Außerdem hatte der Fahrer ja auch ein ordentlich auf das Fahrziel ausgestelltes Dokument, das jeden Zweifler sofort beruhigte und die freie Weiterfahrt gewährleistete. So kamen sie schon nach einer halben Stunde im Hof vor dem düsteren Gefängnisgebäude an.

N’Dehti stieg rasch aus, bevor der Chauffeur ihm die Tür öffnen konnte. Er nahm die Fahrtorder, die auf dem Beifahrersitz lag, ohne langes Zögern an sich und befahl dem Fahrer, auf ihn zu warten. Und schon war N’Dehti in der Eingangstür zum Gefängnis verschwunden.

Der Eilangriff des Abgeordneten wurde zunächst an einer zweiten, verschlossenen Tür gestoppt. Er suchte nach einer Glocke, fand aber keine und klopfte daher energisch an das Holz. Ein Fensterchen in der Tür wurde geöffnet und ein mürrischer Soldat fragte, was er wolle, ob er angemeldet sei.

N’Dehti hielt ihm die Fahrtorder vor die Nase und erklärte, er komme direkt vom Parlament und wolle sofort den Chef sprechen.

„Warten Sie!“ war die knappe Antwort, bevor das Fensterchen wieder zu- und zuklappte. Doch bereits nach wenigen Minuten wurde die schwere Tür vor ihm aufgezogen, und er wurde eingelassen. Wortlos führte ihn der wachhabende Soldat durch einen langen Gang bis ans Ende, wo eine Tür offen stand.

Der Dicke empfing N'Dehti sitzend und mit mürrischer Miene, während die bewaffneten Soldaten in bedrohlicher Haltung wieder im ganzen Raum verteilt waren. Alle Sinne N'Dehtis waren aufs äußerste angespannt. Er wusste, es kam jetzt darauf an, keinen Fehler zu machen. Wieder setzte er auf Frechheit und herrschte den Dicken an: „Wie empfangen Sie einen Abgeordneten, der Ihnen direkt vom Präsidenten geschickt wird?“

Der Dicke erhob sich tatsächlich verunsichert und bemühte sich ein wenig ächzend und schwerfällig um seinen Schreibtisch herum. Er ließ sich die Fahrtorder zeigen und gab dann seinen Soldaten einen unauffälligen Wink, die in Position gebrachten Waffen sinken zu lassen.

N'Dehti war selbst überrascht, welche Wirkung sein Auftreten hatte, ließ sich aber natürlich nichts anmerken. Gnädig schüttelte er die dargebotene Hand des Gefängnisdirektors und ließ sich von ihm zu einer Sitzgruppe in einer Ecke des Raumes bitten. Die Erfrischung, die dieser ihm bringen lassen wollte, lehnte er jedoch ab. „Zunächst müssen ein paar Dinge geregelt werden“, verkündete er unheilvoll.

Dann ging er sofort zum Angriff über: „Wo ist Maria Weber?“

Er fixierte dabei sein Gegenüber genau, um jede noch so kleine Regung zu erfassen und die Situation richtig einzuschätzen. So entging ihm nicht, dass das Gesicht des Dicken eine fahle Färbung annahm, auch wenn er es gut verstand, seinen tatsächlichen Schrecken zu verbergen.

„Sie ist bei uns in Sicherheit“, antwortete er vieldeutig.

N'Dehti runzelte die Stirn, um ein wenig Zeit zum Überlegen zu gewinnen, was er als nächstes sagen sollte. Der Dicke deutete dies jedoch als deutliche Missbilligung und beeilte sich daher, hinzuzufügen: „Wir konnten ja nicht wissen, dass sie statt der Tochter des Botschafters im Wagen saß!“

Blitzartig realisierte N'Dehti, dass eine Verwechslung vorgefallen war und Maggie Weber zu Unrecht hier im Gefängnis saß.

„Der Präsident ist alles andere als zufrieden“, erklärte er mit bedrohlichem Unterton und dachte bei sich, dass diese Aussage wohl sicher zutreffend war.

„Ich will sofort mit Maria Weber sprechen.“

Der Dicke stimmte zu. Er ließ unverzüglich den wachhabenden Soldaten kommen und wies ihn an, N'Dehti zu der Gefangenen zu führen. Der Abge-

ordnete folgte dem Mann durch die Gänge und Treppen in den Keller hinunter und stand schließlich vor der kleinen Zelle Maggies.

Als die junge Frau das Hantieren am Türschloss hörte, würgte sie neuerlich die Angst, was ihr nun bevorstehen würde. Außerdem war sie von dem unerträglichen Gestank ein wenig benommen und kämpfte beständig gegen das Gefühl der Übelkeit an. Sie drückte sich unwillkürlich in die Ecke ihres Sitzplatzes, als könnte sie sich dadurch unsichtbar machen.

N'Dehti konnte zunächst nichts in dem dunklen Verließ erkennen. Nur der beißende Kloakengeruch stieg auch ihm übererregend sofort in die Nase. Er hielt sich schützend die Hand vor Mund und Nasenlöcher, sodass seine Stimme verzerrt klang, als er fragend in die Dunkelheit sagte: „Ist da Maggie Weber?“

Die junge Frau erkannte ihn nicht, wusste nicht, ob sie antworten oder sich lieber schlafend stellen sollte. Doch plötzlich wurde ihr schlagartig klar, dass ein Schweigen die Situation nicht ändern oder verbessern würde, und so stellte sie entschlossen die Gegenfrage: „Wer ist da?“

N'Dehti erkannte ihre Stimme sofort, und spontan streckte er die Hand nach ihr aus und machte einen Schritt in die Dunkelheit hinein.

„Mahte!“ rief er, „ich bin es, N'Dehti!“

Maggie stieß einen freudigen Schrei aus, als sie ihren einheimischen Namen aus dem Tal der Tamberma hörte und daran mit hundertprozentiger Sicherheit ihren Freund erkannte. Sie sprang auf und stolperte ihm in die Arme. Er fing sie instinktiv auf und hielt sie fest. Einen Augenblick lang bewegten sich beide nicht, genossen dieses Glücksgefühl eines erlösenden Momentes.

„Holst du mich hier heraus?“ fragte Maggie als erstes hoffnungsvoll.

N'Dehti antwortete nicht, sondern führte sie trotz des Protestes des wachhabenden Soldaten erst einmal aus ihrem Verließ in den Gang hinaus. Dort konnte er wenigstens ihr Gesicht erkennen, das tränen- und schmutzverschmiert war.

Maggie blinzelte unsicher, während der Abgeordnete heftig mit dem Soldaten verhandelte, der keinesfalls zulassen wollte, dass er die Gefangene mit nach oben nahm. „O.k., o.k.“, beruhigte er schließlich den aufgebracht Mann. „Ich will ja nur mit ihr reden.“

Der Soldat blieb mit Waffe im Anschlag vor den beiden in Position, während N'Dehti sich endlich wieder Maggie zuwandte und sich von ihr erzählen

ließ, was ihr geschehen war. Maggie lehnte sich erschöpft an die Wand des Ganges, als sie mit ihrem Bericht fertig war. Und erneut wiederholte sie die Frage, die er bisher noch nicht beantwortet hatte: „Holst du mich hier heraus?“

N'Dehti wiegte bedächtig den Kopf. Er war sich nicht sicher, was er erreichen konnte. Dabei brachte er es aber nicht fertig, Maggie seine Bedenken mitzuteilen. Andererseits wollte er aber auch nichts versprechen, was er womöglich nicht halten konnte. Der Soldat war offensichtlich sehr nervös. Immer wieder versuchte er, Maggie in die Zelle zurückzudrängen. Die hielt N'Dehtis Hand umklammert und starrte noch immer erwartungsvoll auf ihn.

Sie packte ihn an der Schulter, schüttelte ihn und beschwor ihn: „So sag doch was! Du holst mich doch hier heraus, oder?“ Und als er noch immer nicht antwortete, wurde ihr blitzartig klar, dass er vermutlich gar nicht so helfen konnte, wie sie es erwartet hatte.

„Versprich mir wenigstens, dass du die Botschaft informierst“, machte sie einen neuen Anlauf, um einen Ausweg aus ihrer Situation zu finden.

N'Dehti zuckte bei dieser Aufforderung zusammen. Die Botschaft informieren – das konnte er nun wirklich nicht, denn das hätte dramatische Folgen für ihn selbst. Er fasste Maggie an beiden Händen, drückte sie fest und fing endlich an zu reden: „Mahte,“ begann er langsam und nach Worten suchend, „ich – ich weiß nicht recht, wie ich dir helfen kann. Ich muss erst die genauen Hintergründe dieser Entführung herausfinden. Aber ich will – oder besser: ich werde – nein, wie soll ich dir das nur sagen.“ Er brach verzweifelt ab.

Maggie blickte ihn flehentlich an, während es dem Soldaten endlich gelang, sie von dem Abgeordneten wegzustoßen.

„Ich warte auf dich“, sagte sie mit einem kaum unterdrückten Zittern in der Stimme. Schon schob der Soldat sie in ihr Verließ zurück und schloss hinter ihr die Tür. N'Dehti kam sich schäbig vor. Aber was konnte er denn tun? Langsam wandte er sich der Treppe zu, um zum Gefängnisdirektor zurückzukehren. Innerlich jedoch schwor er sich, dass Maggie nicht vergeblich auf ihn warten sollte.

Das Schlimme an der Sache war nur, dass er sich überhaupt nicht über die Strategie klar war, die er nunmehr einschlagen sollte. Die Gedanken in seinem Kopf überschlugen sich, während er Stufe für Stufe nach oben stieg.

Aber er konnte noch so langsam den Gang nach hinten laufen, die rettende Idee wollte nicht kommen.

Schließlich stand er wieder vor der Tür zum Zimmer des Dicken. Der Soldat, der ihn zu Maggie begleitet hatte, war ihm auch auf dem Rückweg gefolgt, ohne dass N'Dehti sich dessen bewusst geworden war. Das verunsicherte ihn noch mehr. Doch als die Tür für ihn geöffnet wurde, gab er sich innerlich einen energischen Ruck. Er spannte wieder alle Sinne an und konzentrierte sich auf das weitere Gespräch.

Kaum war er eingetreten, als er auch schon den Stimmungsumschwung bemerkte, der bei dem Dicken in der Zwischenzeit eingetreten war. Seine untertänige Haltung war einem boshaften Grinsen gewichen. Breit und flegelhaft lehnte er in seinem Stuhl und zeigte keinerlei Anzeichen, sich wegen N'Dehti erheben zu wollen.

Sofort wurde N'Dehti sich klar darüber, dass der Dicke die Zeit, die er selbst im Gespräch mit Maggie verbracht hatte, zum Telefonieren genutzt haben musste und nun wusste, dass N'Dehti keineswegs direkt vom Präsidenten geschickt worden war. Doch ebenso blitzartig wurde ihm seine neue Strategie bewusst, die er nunmehr einschlagen musste.

„Ich beglückwünsche Sie zu diesem gelungenen Coup“, sagte er gegen jede innere Überzeugung. „Es ist zwar die Falsche, die Sie entführt haben. Aber auch sie ist eine Deutsche, und ihr Land wird alles tun, um sie wieder frei zu bekommen. Das ist doch schließlich die gewünschte Absicht.“ verkündete er im Brustton der Überzeugung.

Nun war es an dem Dicken, verblüfft zu sein, da er eine ganz andere Reaktion erwartet hatte. Eigentlich hatte er sich schon darauf gefreut, auch den Abgeordneten festnehmen zu können, weil er sich hier mit falschen Behauptungen eingeschlichen hatte und offensichtlich gegen die Entscheidungen der Regierung wenden wollte. Zwar hatte der Präsident ihm vor wenigen Minuten, als er sich telefonisch bei ihm über die Absichten N'Dehtis hatte informieren lassen wollen, befohlen, ihn selbst als Regierungschef völlig aus dem Spiel zu lassen. Doch hatte der Präsident auch unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, dass der Abgeordnete Kouani mit der ganzen Sache nichts zu schaffen habe. Unliebsame Mitwisser brauche man nicht. Der Dicke verstand ohne genauere Angaben, was das zu bedeuten habe. Doch der junge

Abgeordnete, der nun doch auf der Seite der Entführer zu stehen schien, verwirrte ihn.

N'Dehti spürte wieder instinktiv, dass er auf dem richtigen Weg war. „Was soll nun mit Maria Weber geschehen?“ fragte er energisch, „sie muss sehr gut bewacht und versteckt werden.“

„Bei uns ist sie in den besten Händen“, antwortete der Dicke mit einem boshaft breiten Grinsen. „Wir werden sie gut behandeln“, fügte er hinzu, während seine Augen ein lüsternes Funkeln bekamen.

N'Dehti konnte sich sehr gut vorstellen, wie diese „gute“ Behandlung aussehen würde. Daher wagte er einen neuerlichen, vielleicht riskanten Vorstoß: „Ich glaube, dass Maria Weber hier nicht gut genug versteckt ist.“

Das Gesicht seines Gegenübers verzerrte sich zu einem bösen Grinsen, sodass N'Dehti eilig fortfuhr zu erklären: „Die Deutschen werden auf die Regierung sehr viel Druck machen. Sie werden dabei sicherlich auch internationale Unterstützung bekommen.“

Der Dicke grinste noch immer boshaft und siegessicher und entgegnete: „Unsere Regierung hat mit dieser Sache nichts zu tun. Daher kann sie auch nicht unter Druck gesetzt werden.“

„Natürlich hat unsere Regierung mit dieser Entführung nichts zu tun“, ging N'Dehti auf diese fadenscheinige Argumentation ein, „unser Präsident würde sich nie für eine solche Sache hergeben. Doch gerade deshalb kann Maria Weber auf keinen Fall hier bleiben!“

Man sah dem Gefängnisdirektor richtig an, dass er die Gedankengänge N'Dehtis nicht verstand. Sein boshafter Gesichtsausdruck wich einem eher ratlosen Blick, als er zurückfragte: „Äh – wieso kann sie nicht ... also, nein, Maria Weber ist nirgendwo so sicher wie in meiner Verwahrung. Es gibt kein besser verschlossenes Gefängnis als das meine.“ Und mit allmählich rückkehrender Sicherheit fügte er hinzu: „Hier ist noch nie jemand entkommen!“

N'Dehti nickte eifrig. Natürlich, das wisse er ja, beteuerte er. Aber das wüssten eben auch die ausländischen Diplomaten und würden daher darauf bestehen, gerade in allen Gefängnissen des Landes nach Frau Weber zu suchen. Und da der Präsident ja nichts mit der ganzen Sache zu tun habe, könne er eine solche Durchsuchung der Gefängnisse nicht verweigern. Und natürlich werde man gerade hier im Gefängnis Kortan besonders gründlich suchen.

Bei diesen Ausführungen ließ er den Dicken nicht aus den Augen, um die Wirkung seiner Worte sofort abschätzen zu können.

Der Gefängnisdirektor versuchte, seine Verlegenheit zu verbergen. Er wusste nicht, was er auf die Argumente des Abgeordneten antworten sollte. Unwillkürlich fing er an zu schwitzen und wischte sich, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, ausgiebig mit einem schmutzigen Fetzen, den er aus seiner Hosentasche fingerte, das Gesicht ab. N'Dehti erkannte die Unsicherheit seines Gegenübers und setzte erneut zu einem etwas gewagten Vorstoß an: „Ich schlage Ihnen vor, nochmals mit dem Präsidenten zu telefonieren und mit ihm über meine Bedenken zu sprechen.“

Damit gab der junge Abgeordnete zu erkennen, dass er den Dicken durchschaut und gemerkt hatte, dass er kurz zuvor mit dem Regierungschef gesprochen hatte.

Die Kühnheit des Vorschlages, erneut mit ihm zu telefonieren, brachte den Gefängnisdirektor völlig aus der Fassung. Er fühlte sich durchschaut und überrumpelt und wusste nicht mehr, wie er reagieren sollte. Hilflos blickte er im ganzen Raum herum, wo noch immer einige Soldaten herumstanden und dem Gespräch scheinbar teilnahmslos folgten. Aber natürlich war von ihnen keinerlei Hilfe oder Rat zu erwarten. Mit plötzlich wütender Gebärde bedeutete er ihnen, sie allein zu lassen. Die Soldaten salutierten und verließen sofort den Raum.

N'Dehti bemerkte den Zorn, der bei seinem Gegenüber entstand und ihn unberechenbar und gefährlich machte. Daher setzte der Abgeordnete schnell begütigend hinzu: „Sie sind ein sehr umsichtiger und voraussichtender Mann. Ich denke, der Präsident wird Ihnen dankbar sein, wenn Sie ihm eine Verlegung Maria Webers ins Landesinnere vorschlagen. Ich wäre bereit, die junge Frau in meinem Bezirk, dem abgelegenen Tambermatal, unter Hausarrest zu nehmen.“

Nun hatte er das eigentliche Ziel seiner Strategie formuliert. Wie würde der Dicke reagieren? Würde er darauf eingehen? Dies würde Maggie die unmenschlichen Haftbedingungen im Kortangefängnis ersparen.

Natürlich war sich N'Dehti bewusst, dass er sich damit eine ungeheure Verantwortung auflud. Doch daran dachte er in diesem Augenblick nicht so sehr. Ihm war nur wichtig, Maggie erst einmal aus diesem Verließ herauszuholen

und sie der Gewalt dieses Gefängnisdirektors zu entziehen. Gespannt blickte er dem Dicken ins Gesicht. Würde er diesen Vorschlag annehmen?

Der Dicke schien geschmeichelt durch die letzten Worte. Die Hinweise und Erklärungen des Abgeordneten Kouani erschienen ihm plötzlich ganz logisch. Außerdem war ihm eine weitere Auseinandersetzung mit ihm äußerst lästig und unangenehm. Und wie schwierig würde es erst werden, wenn Ausländer hier antanzen und ihn nach Maria Weber befragen würden? Vielleicht war es tatsächlich besser, wenn die Gefangene im Landesinneren versteckt würde. Bei einem völlig unbekanntem Abgeordneten Kouani, der in einer abgelegenen, fast vergessenen Gegend des Landes lebte, würde nie jemand nach einer deutschen Frau suchen. Und wenn er dies dem Präsidenten auch noch als seine eigene Idee vorschlug, konnte er sich womöglich Pluspunkte holen.

Er hörte auf, sich über den Kopf zu wischen, blickte N'Dehti wieder energisch ins Gesicht und forderte: „Würden Sie mit Ihrem Leben dafür garantieren, dass Maria Weber bei Ihnen sicher versteckt ist?“

Als N'Dehti nickte, verfiel der Dicke in ein verschwörerisch vertrauliches Du und sagte: „Kannst du eine Gefangene überhaupt unterbringen?“

Wieder nickte der Abgeordnete und fügte erklärend hinzu: „Ich habe zufällig abseits unseres Dorfes eine kleine Hütte gebaut, um unsere Hüttenbaukunst einmal Touristen zeigen zu können. Da jedoch keine Touristen mehr kommen, kann diese Hütte sehr gut als Gefängnis dienen. Maria Weber käme mit der übrigen Bevölkerung nicht in Kontakt.“

Der Dicke lehnte sich befriedigt in seinem Sessel zurück. Sein Entschluss stand fest: Er wollte den Abgeordneten mitsamt dieser Frau schnellstmöglich loswerden. „Warte draußen!“ befahl er ihm plötzlich wieder in barschem Ton.

N'Dehti erhob sich gehorsam und verließ ohne jede erkennbare Gemütsregung den Raum.

Doch sein Gleichmut war nur gespielt. Innerlich war er sehr beunruhigt. Weil er des Zimmers verwiesen worden war. Was sollte das bedeuten? Würde der Dicke ihm Maggie als Gefangene überlassen? Nur mit Mühe konnte er sich bezähmen, nicht unruhig auf und ab zu rennen. Doch die im Gang positionierten Soldaten musterten ihn mit unverhohlener Neugierde, sodass er sich zu äußerlicher Ruhe und gleichgültigem Aussehen zwang. Er lehnte sich betont lässig an die Wand, kramte in seinen Taschen nach einem Zahnholzstäbchen

und begann, scheinbar genüsslich darauf herumzukauen. So konnte er die Wartezeit besser überbrücken.

Die Minuten erschienen N'Dehti wie kleine Ewigkeiten. Er dachte an Magie. Wie lang musste ihr erst die Zeit in ihrem dunklen und stinkenden Verließ vorkommen. Wenn er nur gleich zu ihr hinabsteigen könnte, um sie mitzunehmen! Er wünschte sich nichts sehnlicher. Ob der Dicke ihm glaubte? Oder ob er Argwohn geschöpft und die Befreiungsabsichten durchschaut hatte? Das wäre dann sogar gefährlich für N'Dehti.

Je länger er auf dem Gang wartete, umso weniger sicher war sich der junge Abgeordnete seiner Sache. Im Gegenteil kroch Angst in ihm hoch. Er kaute mit verzweifelter Intensität auf seinem Zahnhölzchen herum, als könnte er sich an irgendetwas festbeißen und damit die richtige Entwicklung der Dinge erzwingen. Hatte er zuviel gewagt? Würde man vielleicht auch ihn gleich hier festhalten? Niemand wusste von seinem Aufenthalt hier im Kortan, niemand würde nach ihm suchen. Er hatte ja keinen von seiner Familie vorher informieren können. N'Dehti wurde sich plötzlich bewusst, dass er eigentlich recht unüberlegt und voreilig gehandelt hatte. Hoffentlich ging die Sache gut aus!



Während der junge Mann von Ängsten und Zweifeln geplagt wurde, hing der Dicke drinnen erneut am Telefon. Der Regierungschef war nicht sehr erfreut, schon wieder mit dieser Angelegenheit belästigt zu werden. Er war durch die politische Situation sowieso stark unter Druck und hatte eigentlich überhaupt keinen Nerv für diese delikate Angelegenheit. Die ganze Sache war schon unangenehm genug, da die falsche Frau als Geisel genommen worden war. Nun mischte sich da auch noch ein Abgeordneter ein, den er als Mitwisser gar nicht brauchen konnte. Offensichtlich war der Gefängnisdirektor nicht fähig, die Sache unter Verschluss zu halten. Man durfte ihm die Gefangene wohl nicht länger überlassen.

Entsprechend ungnädig kam der Präsident nach einer gebührenden Wartezeit ans Telefon, um mit dem Gefängnisdirektor zu sprechen. Umso überraschter war er, als der Dicke ihm von sich aus vorschlug, die Geisel zu verlegen. Im Landesinneren sei sie viel sicherer. Er habe den Abgeordneten Kouani

überreden können, die Frau in seinem abgelegenen Tal gefangen zu halten. Dort würde niemand sie finden.

Zur Überraschung des Gefängnisdirektors stimmte ihm der Präsident sofort zu. Dem gewieften Politiker war schlagartig klar, dass er damit die Gefangene aus dem Ausländern zugänglichen Bereich der Hauptstadt bringen würde und gleichzeitig den Abgeordneten Kouani, der nun sowieso schon von der Existenz der Geisel wusste, in die Verantwortung über die Gefangene und somit zu loyalen Verhalten zwingen würde. Nach einem kurzen Lob für den Dicken und dessen Weitblick beendete er das Gespräch rasch.

Der Gefängnisdirektor hatte sich achtungsvoll während des Gesprächs mit seinem höchsten Chef erhoben. Nun ließ er sich sehr befriedigt in seinen Sessel zurückfallen. Er genoss diesen Augenblick des scheinbaren Triumphes und rief sich mehrmals das Lob des Präsidenten innerlich in Erinnerung. Schließlich aber erhob er sich und eilte sogar persönlich zur Tür, um N'Dehti wieder hereinzuholen. Sein Triumph war erst dann perfekt, wenn er ihn vor jemandem ausbreiten konnte.

N'Dehti bemerkte die gute Stimmung sofort, wusste aber nicht einzuschätzen, ob dies auch für ihn selbst positiv sei. In scheinbar stoischer Ruhe ließ er das Zahnstößchen von einem Mundwinkel zum anderen wandern, bevor er es herausnahm und achtlos auf den Boden warf. Dann setzte er sich wieder in einen der Sessel bei der Sitzgruppe, und der Dicke ließ ihn gewähren, ja ließ sich bereitwillig ihm gegenüber nieder. Beide schwiegen, belauerten sich gegenseitig und warteten darauf, dass der andere das Gespräch eröffnete.

N'Dehti hätte sich am liebsten eine Zigarette angezündet, obwohl er eigentlich nur selten rauchte. Aber bei der derzeitigen Nervenanspannung hätte ihm das gut getan. Dennoch wagte er es nicht, nach der Packung in seinen Taschen zu suchen, um nur ja nicht den Eindruck von Unsicherheit zu erregen. Der Dicke ließ ihn nicht aus den Augen. Doch N'Dehti erwiderte den Blick standhaft, ließ sich auch von dem triumphierenden Grinsen seines Gegenübers nicht irritieren.

Darauf hatte der Gefängnisdirektor eigentlich gehofft. Der junge Abgeordnete strahlte eine ihm unverständliche Sicherheit und Ruhe aus. So bequemte der Direktor sich schließlich selbst, das Gespräch zu eröffnen: „Ich habe dem Präsidenten vorgeschlagen, die Geisel im Landesinneren zu verstecken“, erklär-

te er, „und der Präsident hat meinen Rat angenommen.“ Das feist glänzende Gesicht des Dicken nahm einen selbstzufriedenen Ausdruck an. „Sie werden die Gefangene sofort übernehmen“, fuhr er im Befehlstone fort, „und Sie bürgen mit Ihrem Leben dafür, dass die Frau bei Ihnen gefangen gehalten wird, bis Sie andere Weisung von oben erhalten.“

N'Dehti konnte nur schwer seine Freude und Befriedigung verbergen. Der Dicke beugte sich in plötzlicher Vertraulichkeit zu ihm. Sein Atem war dem Abgeordneten widerlich, als er ihm ins Gesicht schnaufte und meinte: „Ich rate dir, sie gut zu verstecken, sonst ...“ – die Gebärde an seinem Hals war unmissverständlich. N'Dehti klopfte ihm anerkennend auf die Schulter, wodurch er wieder etwas Abstand zu dem fettigen Gesicht gewann, und bestätigte ihm: „Das ist mir klar. Ich werde mein Bestes tun und die Geisel nicht schonen.“

Der Dicke schien über diese Aussage sehr befriedigt zu sein. Er drückte auf einen Knopf an der Tischkante, offensichtlich ein Klingelzeichen, denn sofort öffnete sich die Tür, und zwei Wachsoldaten traten ein. „Holt die Frau herauf“, lautete der knappe Befehl, der die beiden sofort wieder verschwinden ließ.

Nach wenigen Minuten traten sie mit Maggie wieder in den Raum. Die junge Frau taumelte und blinzelte, wurde aber nicht zum Platznehmen aufgefordert. Wieder lehnte sie sich an die schwere Schreibtischplatte, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Der Dicke schrieb umständlich einige Zeilen auf ein Blatt Papier. N'Dehti nahm inzwischen Blickkontakt mit Maggie auf. Er versuchte, seinem Blick etwas Beruhigendes zu verleihen, während Maggie hilfeschend und fragend zu ihm schaute. Zu deutlich wagte er die positive Wendung der Dinge nicht zu zeigen, um nicht in letzter Minute noch etwas zu verderben.

Endlich war der Gefängnisdirektor mit seiner Schreiberei fertig. Er schob das Blatt N'Dehti zu und befahl: „Unterschreiben!“ Der Abgeordnete überflog die Zeilen, in denen er die Übernahme der Geisel bestätigte und für deren Verwahrung in strenger Haft und völlig geheim bürgte. Ohne Zögern unterschrieb N'Dehti. Er war sich in diesem Moment der Tragweite seines Handelns nicht bewusst. Hätte er sich ausgemalt, mit welchen Schwierigkeiten diese Gefangenenübernahme für ihn verbunden sein würde, hätte er vielleicht nicht so unbedarft unterschrieben. Doch für Maggie war diese Unterschrift zunächst die einzige Rettungs-Chance.